

Juli 7/2017

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke Leiten in Krisen	193
Michael Theobald Wie wörtlich ist die Bibel zu nehmen?	195
Christiane Bongartz/Norbert Wichard In der Fremde	203
Martin Patzek Alte Priester – allein gelassen?	207
Michael Lejeune/Christoph Stender Auf dem Leib tragen, was trägt	213
Erich Garhammer Das Wunder von Köln	219
Leserbrief	223

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Prof. Dr. Michael Theobald, Kath.-Theol. Seminar Uni Tübingen, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Bettrather Straße 22, 41061 Mönchengladbach | Dr. Norbert Wichard, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Michael Lejeune, Pontstraße 6, 52062 Aachen | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Prof. Dr. Erich Garhammer, Schönleinstraße 3, 97080 Würzburg

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Leiten in Krisen

Strategien aus der Überlastung

Was tun, wenn die Kirche wächst? Wo hin entwickelt sie sich denn? Wie soll man das begleiten, wenn die Situation unübersichtlich wird? In dieser Situation befinden sich die Apostel recht schnell. Man kann es nachlesen in der Apostelgeschichte, im 6. Kapitel. Das Wort breitet sich aus, und es entstehen vielfältige Gemeinden. Und sofort stellen sich auch Fragen der Diakonie, der Gerechtigkeit: die Witwen in der hellenistischen Gemeinde werden nicht angemessen berücksichtigt. Man geht zu den Aposteln – den Leitern – und die sollen dann das Problem lösen ...

Das Thema kommt einem bekannt vor. Und es lädt zum Nachdenken über konstitutive Überlastung ein. Immer dann, wenn etwas wächst, immer dann, wenn die überschaubaren Räume unüberschaubar werden, dann wird es „zu viel“. Für die Zukunft unserer Kirche wird es deshalb wichtig, auf die ursprünglichen Lösungsstrategien der Apostel zu schauen – sie zeigen uns Grundhaltungen und Grundvisionen kirchlichen Lebens in Zeiten des Aufbruchs ...

Wie reagieren die Apostel auf die Zuschreibung ihrer Leitungsrolle? Klar und deutlich sind sie ja die Leiter, das Kollegium der Leitung. Aber klar und deutlich wird auch eine ganz bestimmte Art und Weise der Ausübung dieser Leitung. Sie hat etwas mit dem Grundverständnis von Partizipation zu tun und mit der Grundaufgabe von Leitung: Orientierung und Vision zu gestalten.

„Da riefen die Zwölf die ganze Schar der Jünger zusammen und erklärten: Es ist

nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und uns dem Dienst an den Tischen widmen...“ (Apg 6,2). Der Dienst am Wort, das Gebet – so beschreiben die Apostel ihren apostolischen Leitungsdienst. Wer ein bisschen auf die Apostel schaut, auf ihren Weg mit Christus selbst, der wird diese Zuschreibung verstehen: sie wissen, dass sie ohne Christus nicht den Weg wissen können. Und die Emmauserfahrung hat ihnen deutlich gemacht, dass sie achtsam sein müssen für das Wort Gottes und die Stimme des Herrn unterscheiden lernen müssen. Die „Vision“ der Zukunft steckt in den Verheißungen der Schrift, im Hören auf das Sprechen des Auferstandenen. Aber das ist die zentrale Aufgabe in Zeiten der nicht gewissen aber verheißenen Zukunft: Leitung ist ein geistvolles Hören und Orientieren – und mehr: ein Handeln aus diesem Hören.

„Brüder, wählt aus eurer Mitte sieben Männer von gutem Ruf und voll Geist und Weisheit; ihnen werden wir diese Aufgabe übertragen“ (Apg 6,3). Aber das Leitungshandeln der Apostel zielt nicht nur auf die grundsätzliche Orientierung und die Achtsamkeit auf den Weg, den das Volk Gottes geht. Die andrängende Wachstumskrise nützen die Apostel auch, um eine Grundhaltung mit allen Jüngern einzuüben. Es ist direkte Konsequenz des Pfingstereignisses: Der Geist ist ausgegossen auf alle, die durch das Wort des Petrus berührt wurden – und alle sind voll des Geistes, und also zu beteiligen.

Genau das tun die Apostel: Sie rufen alle zusammen, erklären das Problem und ermöglichen so allen, dieses Problem zu lösen. Das Zutrauen lohnt sich. Natürlich gelingt es den Christen vor Ort, die besten Leute zur Lösung des Problems zu finden. Und dabei lernen sie Kirchesein: die gemeinsame Verantwortung wahrzunehmen, einen synodalen Prozess zu starten, Geeignete zu rufen, für sie zu beten und sie so zu senden – das ist eine Art kleiner Grundkurs in partizipativer Kirchenentwicklung, der in diesem Vollzug zur Geltung kommt.

In dieser kleinen Miniatur zeichnet sich also in der Tat ein Grundvollzug des Kircheseins ab. Synodalität ist ein Grundvollzug der Kirche, der sich aus der Taufe und also der grundsätzlichen Gleichheit aller Christen ergibt. Und dennoch geschieht diese Synodalität nicht von selbst. Sie wird ermöglicht, der Raum wird eröffnet und ein *Procedere* beschrieben. Dabei gilt, dass es eine lokale Weisheit gibt: nicht von oben können die „Spezialisten“ vorgesetzt werden – es gilt, das gemeinsamen „Wissen“ um die geeigneten Personen zu heben.

Zugleich aber wird auch der Modus der Berufung und Beauftragung durchgespielt: rufen tut das Volk Gottes, in der Kraft des Geistes – und das Gebet der Apostel und die Handauflegung bestätigen im Geist diesen Ruf. Auch hier ist im Kern schon eine geistvolle Logik der Berufung, Erwählung und Beauftragung entdeckt werden, die aber eines deutlich macht: Das Volk Gottes kann gerade in solchen Wachstumskrisen lernen, gemeinsam Verantwortung zu leben – und dabei gleichzeitig lernen, dass es entscheidend bleibt, in der Logik des Evangeliums (beim Wort) und beim Gebet zu bleiben. So wird Sakramentalität auch erfahrbar in den konkreten Vollzügen ... und gerade in den Krisen.

Liebe Leserinnen und Leser,

manchmal liegen Gegensätze näher beieinander, als man glaubt. So ist es am Ende unerheblich, ob einer als Fundamentalist den Buchstaben mit dem Geist verwechselt und ausschließlich auf wörtliches Schriftverständnis pocht oder ob jemand der Hl. Schrift jegliche Wörtlichkeit abspricht, um die Hohlformel der Wörter mit dem eigenen Geist zu füllen – beide dürften falsch liegen. Hl. Schrift ist weder neutrale Information noch bar jeglichen Wirklichkeitsbezugs. Wie dann aber die Bibel zu verstehen ist, dieser Frage geht grundsätzlich und an drei Beispielen **Prof. Dr. Michael Theobald** nach, emeritierter Ordinarius für Neues Testament an der Universität Tübingen.

Immer wieder gibt es im Pbl den Blick über den Tellerrand – diesmal in die Republik Moldawien, in die **Dr. Christiane Bongartz** von der Fachstelle Exerzitienarbeit im Bistum Aachen und **Dr. Norbert Wichard** aus der Abteilung Grundfragen und –aufgaben der Pastoral im GV Aachen eine Exerzitienreise begleitet haben. Die „Fremde“ war sowohl geistliches Thema als auch konkreter Erfahrungsraum.

Was bewegt alt gewordene Priester? Die Alterspyramide der Kleriker lässt keinen Zweifel, dass diese Frage nicht ausgeblendet werden darf, auch wenn die Hoffnung natürlich auf der Jugend bzw. den Jüngeren ruht. Sozusagen als Vertreter der demographischen Mehrheit meldet sich **Msgr. Dr. Martin Patzek** aus dem Bistum Essen zu Wort, Caritas-Wissenschaftler und bis 2014 Dozent am Erzb. Diakoneninstitut in Köln.

Zur grundsätzlichen Bedeutung von Kleidung als Ritus und Habitus und davon ausgehend zur liturgischen Kleidung äußern sich **Martin Lejeune**, als Student der Wirtschaftsinformatik Mitarbeiter beim Mentorat der TH Aachen, sowie **Pfr. Christoph Stender**, Geistlicher Rektor des ZdK.

Prof. Dr. Erich Garhammer schließlich, Inhaber des Lehrstuhls für Pastoraltheologie an der Uni Würzburg, widmet sich dem Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil, dessen gerade für Theolog(inn)en anregende Werke der letzten Jahre er unter den drei Stichworten „Trauer“, „Freude“ und „Glaube“ vorstellt und damit hoffentlich zu eigener Lektüre und Urteilsfindung anregt.

Solch ein Literaturtipp dürfte der rechte Schluss sein für die Ausgabe des Monats Juli, in dem für manche von Ihnen bereits der Urlaub ansteht. Möge er die notwendige Erholung bringen, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Wie wörtlich ist die Bibel zu nehmen?

Vom „Gotteswort im Menschenwort“

Wer gefragt wird, wie wörtlich die Bibel zu nehmen sei¹, droht in eine Zwickmühle zu geraten. Bejaht er die Frage, gerät er in den Verdacht des Biblizismus, verneint er sie oder bemüht sich um differenzierte Antwort, hat er mit dem Vorwurf zu rechnen, er nehme die Bibel nicht ernst.

Die Bibel wörtlich zu nehmen beanspruchen diejenigen, die behaupten: Gott schuf die Welt „tatsächlich“ in sieben Tagen, geleitete Israel durch das Schilfmeer und vernichtete Ross und Reiter der Ägypter. Jesus verwandelte in Kana eine Unmenge Wasser in Wein – den Inhalt von sechs großen Krügen mit einem Volumen von jeweils ungefähr 100 Litern –, ging über den See Genesareth, rief Lazarus aus seinem Grab und verließ sein eigenes nach drei Tagen als strahlender Sieger. Wenn er wiederkommt, dann geht unsere Welt unter. Nur: Wie verhält sich ein derart „wörtliches“ Verstehen der Bibel – etwa der Schöpfungserzählung Gen 1 als Schöpfungsreport – mit den Einsichten moderner Astrophysik und Kosmogonie? Gerät, wer so denkt, nicht in einen unheilvollen Zwiespalt zwischen Glaube und Wissenschaft? Und kommt er mit seinem biblizistischen Kreationismus nicht mit der literarischen Eigenart der biblischen Texte selbst in Konflikt?² Die anderen genannten Themen werfen ähnliche Fragen auf³.

Wiegelt dagegen, wer gefragt wird, wie „wörtlich“ die Bibel zu nehmen sei, ab und erklärt, jene erwähnten biblischen Erzählungen seien keine historischen Berichte, gerät er in den Verdacht, den Glauben seines geschichtlichen Fundaments zu be-

rauben. Eine beliebte Antwort, die zu unbequemen Texten der Bibel oft parat ist: „Das ist nur symbolisch gemeint“, klingt nach ihrer Verabschiedung. Grundsätzlich geht es um die Frage, wie sich biblische Geschichten zur erzählten Geschichte selbst verhalten, sei es nun die Geschichte Israels oder die des Juden Jesus von Nazareth.

Auch der Umgang mit ethischen Weisungen der Bibel steht zur Diskussion, was schlagartig deutlich macht, dass es nicht nur um historische und literarische Probleme biblischer Aussagen geht, sondern vor allem um die Frage ihrer *Verbindlichkeit und Normativität* für den Glauben. Ein Beispiel ist der gegenwärtige Streit in unseren Kirchen, wie mit gleichgeschlechtlicher Liebe umzugehen sei angesichts biblischer Weisungen, die sie zu untersagen scheinen: „Du darfst nicht mit einem Mann schlafen, wie man mit einer Frau schläft; das wäre ein Gräuelf“ (Lev 18,22; vgl. noch Lev 20,13; Röm 1,26f.; 1Kor 6,9; 1Tim 1,10). Diese wenigen biblischen Texte sind den Fachleuten zufolge aus ihrem antiken Kontext heraus zu verstehen; sie kennen noch nicht, was seit dem Ende des 19. Jh. „Homosexualität“ genannt wird. Dennoch beharren nicht wenige auf ihrer Normativität. Die Frage lautet nicht mehr, ob sie wörtlich zu nehmen sind, sondern ob sie für den christlichen Glauben heute überhaupt noch Relevanz beanspruchen können. Das christliche Menschbild hat sich auf das biblische Zeugnis insgesamt zu stützen, ist aber auch humanwissenschaftlichen Einsichten verpflichtet⁴.

Die Radikalität des Ethos Jesu wird gerne verdrängt: „Ihr könnt nicht zwei Herren dienen: Gott und dem Mammon“ (Mt 6,24/Lk 16,13). Oder: „Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein“ (Lk 14,26; vgl. Mt 10,37). Einen Jesus, der so spricht, möchten viele nicht „wörtlich“ nehmen.

Die Frage, wie „wörtlich“ die Bibel zu nehmen sei, hat also sehr unterschiedliche Fa-

setzen. Für die folgenden Überlegungen sei die Frage ein wenig umformuliert: *Wie die Bibel bei ihrem Wort nehmen?* Wer beim Wort genommen werden will, verspricht Zuverlässigkeit. Wen wir beim Wort nehmen können, auf den ist Verlass. Das gilt auch für die Bibel, doch in welchem Sinn?

1. „Gotteswort im Menschenwort“

Wenn wir die Bibel beim Wort nehmen – welcher Art ist das Wort, das sie spricht? Im Anschluss an das 2. Vatikanische Konzil hat sich die inzwischen fast formelhafte Rede von der Heiligen Schrift als dem „Gotteswort im Menschenwort“ eingebürgert⁵. Sie leitet sich her von einem Satz der „Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung“, *Dei Verbum* 12,1, der seinerseits Augustinus aufgreift: „Da aber Gott in der Heiligen Schrift durch Menschen nach Menschheit (*per homines more hominum*) gesprochen hat)⁶, muss der Ausleger der Heiligen Schrift, um zu durchschauen, was Er uns mitteilen wollte (*quid Ipse nobiscum communicare voluerit*), aufmerksam erforschen, was die heiligen Schriftsteller (*hagiographi*) wirklich deutlich zu machen beabsichtigten (*reapse significare intenderint*) und (was) Gott durch ihre Worte kundzutun beschloss“. Danach hat die Schrift zwei Ebenen, die zusammengehören, aber nicht deckungsgleich sind: Die Heilige Schrift ist Wort von Menschen *und* Gotteswort; sie ist Literatur, von Menschen für Menschen verfasst, *und* zugleich das Medium, durch das Gott „nach Menschenart“ zu uns spricht. Deshalb muss der Ausleger *Dei Verbum* zufolge genau studieren, was die biblischen Schriftsteller „wirklich deutlich zu machen beabsichtigten“⁷, und hat zu fragen, was Gott uns „durch ihre Worte“ kommunizieren will. Dieses bedeutungsvolle Programm theologischer Schriftauslegung hat weitreichende Konsequenzen:

(1) Die biblischen Schriftsteller sind nach *Dei Verbum* 11,1 „wahre Verfasser“ (*veri auctores*), keine willenlosen Werkzeuge,

denen er seine Botschaft diktiert hat. Weil sie „wahre Verfasser“ sind, können und müssen auch ihre Schriften nach allen Regeln der Kunst analysiert werden, die Philologie, Sprach- und Literaturwissenschaft entwickelt haben und weiter entwickeln werden.

(2) Wenn das Konzil von „heiligen Schriftstellern“ (*hagiographi*) spricht, setzt es mit den anderen christlichen Kirchen den sog. „Kanon“ der zweigeteilten Bibel voraus, also die Sammlung derjenigen alt- und neutestamentlichen Schriften, die seit frühesten Zeiten als verbindlich für den christlichen Glauben angesehen und im Gottesdienst verlesen werden⁸. Den ersten Teil – das sog. Alte Testament – übernahmen die frühchristlichen Gemeinden, die in ihrem Kern jüdisch waren, wie selbstverständlich vom griechisch-sprachigen Judentum. Das sog. Neue Testament – also die spezifisch christliche Schriftensammlung – wuchs allmählich heran, um im 4. Jh. seine uns bekannte Gestalt zu finden.

(3) Das Konzil spricht von den „heiligen Schriftstellern“ auch als den „inspirierten Verfassern“. Damit meint es, dass ihre Bücher „sicher, getreu und ohne Irrtum *die Wahrheit* lehren, von der Gott wollte, dass sie *um unseres Heiles willen* in heiligen Schriften aufgezeichnet werde“. Diese Feststellung ist in verschiedener Hinsicht bedeutsam. *Erstens* spricht sie nicht negativ und global von der „Irrtumslosigkeit“ der Schrift, denn die Schrift enthält ja durchaus „Irrtümer“, historische etwa oder Aussagen, die sich später als falsch herausstellen sollten. Vielmehr bezieht sie sich positiv auf die „Wahrheit“, die Gott uns durch die Schrift mitteilen möchte. Diese definiert sie *zweitens* präzise als die „Wahrheit“, die „um unseres Heiles willen“ Gott kommuniziert. „Wahr“ sind also z.B. keine weltbildlichen Vorstellungen der Schrift, wie sie die Schöpfungserzählung Gen 1 enthält, sondern die in ihnen enthaltenen Aussagen über Gott als den Schöpfer und den Menschen als sein Geschöpf; diese Dif-

ferenz zu glauben ist für den Menschen „um seines Heiles willen“ notwendig. *Drittens* schließt die Feststellung des Konzils andere Möglichkeiten, die Inspiration der Schrift zu verstehen, aus, vor allem die Verbalinspiration, der zufolge jedes Wort der Schrift, jeder Satz von Gott den „heiligen Schriftstellern“ eingegeben sei. Das befreit die Leserinnen und Leser der Bibel vom Zwang, ängstlich zu fragen, *wie wörtlich die Bibel zu nehmen sei*, anstatt zu fragen, welche „Wahrheit“ Gott ihnen durch die biblischen Schriften „um ihres Heiles willen“ mitteilen möchte.

(4) Wenn „Gott“ also „in der Heiligen Schrift durch Menschen nach Menschart gesprochen“ hat und deshalb von ihr als dem „Gotteswort *im* Menschenwort“ zu reden ist, sind Gottes- und Menschenwort auch nicht einfach identisch. Vielmehr legen die Schriften *Zeugnis* vom Wort Gottes – seinem Sprechen – ab, wie es Hebr 1,1f. andeutet: „Vielfältig und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten; am Ende dieser Tage hat er zu uns gesprochen durch den Sohn [...]“ (vgl. DV 4,1). Den Schriften vorgelagert ist also Gottes Sprechen durch die Propheten und seinen Sohn, Jesus von Nazareth. In ihm hat er sich selbst offenbart und gezeigt, wer er ist und wie er auf die Menschen zugeht. *Dei Verbum* entwickelt ein kommunikatives Verständnis von Offenbarung: „Durch diese Offenbarung“ – so DV 2,1 – „redet [...] der unsichtbare Gott (vgl. Kol 1,15; 1Tim 1,17) aus dem Übermaß seiner Liebe die Menschen als Freunde an (vgl. Ex 33,11; Joh 15,14–15) und verkehrt mit ihnen (vgl. Bar 3,38), um sie zur Gemeinschaft mit Sich einzuladen und in sie aufzunehmen“. Daraus ergibt sich eine wichtige Einsicht, die gerade heute – im Gespräch mit dem Islam⁹ – nicht klar genug ausgesprochen werden kann: *Das Christentum ist keine Buchreligion*. Der Gott der Propheten Israels und seines Sohnes Jesus von Nazareth hat sich nicht in ein Buch hinein geöffnet, sondern in der Geschichte Israels und durch das Leben

seines Sohnes. *Davon* zeugt die Schrift in authentischer Weise.

Für unsere Frage *Wie die Bibel beim Wort nehmen* folgt aus einem solchen kommunikativen Verständnis von Offenbarung: Es geht darum, im Wort von Menschen *das* Wort aufzusuchen, das Gott *uns heute* mitteilen möchte. An drei Texten sei beispielhaft gezeigt, wie in diesem Sinne beides ineinandergreift: ihre literarische Analyse *und* ihre theologische Auslegung.

2. Drei Textgattungen: Schriftauslegung – Passionserzählung – Ethische Weisung

Wer einen Text verstehen will, muss seine „Gattung“ erfassen; sie entscheidet über das Verhältnis zur „Wirklichkeit“, das der Text einnimmt – in einem Gleichnis ein anderes als in einem Bericht. Freilich geben Texte der Bibel ihre „Gattung“ oder „Textsorte“ nicht immer gleich preis, was am kulturhistorischen Graben zwischen ihr und der Moderne liegt. Das mag unser erstes Beispiel veranschaulichen.

2.1 Die schriftgesättigte Erzählung von der „Verklärung Jesu“ auf dem Berg (Mk 9,2–12 par.)

Wer heute auf den Berg Tabor in Unter-galiläa steigt, erfreut sich nicht nur des erhabenen Rundblicks über das ganze Land, er denkt auch an Jesu Verklärung, die nach alter Tradition hier „stattgefunden“ haben soll. Doch ist das älteste Zeugnis, das wir von ihr besitzen, Mk 9,2–12, ein Report von faktisch Geschehenem oder nicht vielmehr eine Erzählung, die aus der Schrift Israels schöpft, in der sie wurzelt und in deren Licht sie die Bedeutung Jesu klären möchte?

Wer die Gattung dieses Textes *inhaltlich* bestimmen will, könnte sagen: Es ist eine „christologische Legitimationserzählung“: Jesus wird auf einem galiläischen Berg durch eine Himmelsstimme als „geliebter

Sohn" Gottes, auf den zu hören ist, legitimiert¹⁰. *Formal* besehen ist die Erzählung eine *narrative Schriftauslegung* – konkret: eine Applikation der Sinaiperikope in Verbindung mit Dtn 18,15–18 auf Jesus in Form einer kleinen Geschichte: „Als Mose vom Sinai herunterstieg, hatte er die beiden Tafeln des Bundeszeugnisses in der Hand. Während Mose vom Berg herunterstieg, wusste er nicht, dass die Haut seines Gesichtes strahlte, weil er mit ihm geredet hatte. Aaron und alle Israeliten sahen Mose und siehe: Die Haut seines Gesichtes strahlte und sie fürchteten sich, in seine Nähe zu kommen“ (Ex 34,29f.). Was hier von Moses Verklärung als Folge seiner Begegnung mit JHWH und der Übergabe des Bundeszeugnisses an ihn gesagt wird, überträgt unsere Erzählung auf Jesus und steigert es. Er wird auf dem Berg „verwandelt“ oder „verklärt“¹¹ – wir könnten auch sagen: Das innere Licht seiner Gottesnähe bricht aus ihm hervor, noch bevor die himmlische Stimme erschallt. Es handelt sich um eine Art „Sinai-Erzählung“, was der Hörer der topischen Rede vom „Herauf-“ und „Hinabsteigen“ Jesu auf bzw. von einem namentlich bewusst nicht benannten „hohen Berg“¹² entnehmen kann, dem Motiv der Wolke, die sich auf dem Berg niederlässt (vgl. Ex 40,34; 1Kö 8,10f. usw.), sowie dem Erzählzug, dass Jesus drei Vertraute dabei hat, Petrus, Jakobus und Johannes (vgl. Mk 5,37; 13,3; 14,32–42) – wie Mose (Ex 24,1: Aaron, Nadab, Abihu). Hellhörig macht schließlich die Zeitangabe „nach sechs Tagen“, die sich gleichfalls an Ex 24 anlehnt: „... die Wolke bedeckte den Berg *sechs* Tage lang. Am *siebten* Tag rief Gott mitten aus der Wolke Mose herbei“ (V 16). Auch in unserer Erzählung erschallt seine Stimme nach sechs Tagen, also am siebten. Sie richtet sich an die drei Vertrauten Jesu und über sie an alle Hörer und Leser des Buchs: „Dieser ist mein geliebter Sohn (vgl. Mk 1,11; 12,6). Auf ihn sollt ihr hören!“. Sie greift Dtn 18,15.18 auf und bestätigt damit indirekt, dass Jesus der endzeitliche Prophet ist, den Mose ansagt: „Einen Propheten wie mich wird dir

der Herr, dein Gott, aus deiner Mitte, unter deinen Brüdern, erstehen lassen. *Auf ihn sollt ihr hören*“. Und Gott bekräftigt: „Ich will ihm meine Worte in den Mund legen und er wird ihnen alles sagen, was ich ihm gebiete.“¹³ Von dieser Mitte der Erzählung her entschlüsseln sich alle ihre Züge: Den Jüngern erscheinen auf dem Berg die beiden Himmelsbewohner Mose und Elia – ersterer als Übermittler der Tora vom Sinai, letzterer als Prototyp des leidenden Menschensohns (vgl. Mk 9,11–13). Die Jünger sehen nach Erschallen der Himmelsstimme plötzlich niemanden mehr als „Jesus allein“. Die Offenbarung Gottes vermittelt sich ab jetzt durch ihn, den neuen Mose. Auch der seltsame Vorschlag des Petrus: „wir wollen drei Hütten machen, *dir eine und Mose eine und Elia eine*“, begreift sich von hierher. Wenn er die drei unterschiedslos nebeneinander sieht, hat er nichts verstanden. Die Himmelsstimme belehrt ihn eines Besseren.

Die Erzählung ist also viel reichhaltiger, als es ihre historische Sicht als Jesus-Geschichte aus Galiläa wahrhaben möchte. Sie reiht sich in andere frühjüdische Nachbildungen der Sinai-Szenen ein (etwa bei Philo), unterscheidet sich von ihnen aber dadurch, dass sie auf die Gegenwart bezogene Schriftapplikation in haggadischer Form¹⁴ bietet. Ihre Sättigung mit Anspielungen auf das Buch Exodus und das Deuteronomium erlauben es nicht, aus ihr einen historischen Report herauszuschälen. Es geht ihr nicht um ein einzelnes Faktum aus dem Leben Jesu, sondern um die Deutung seiner Person in ihrer unüberbietbaren Relevanz für den Glauben. Wie vertraut Jesus mit seinem Vater ist, zeigt der aus ihm hervorbrechende göttliche Glanz. „Dieser ist mein geliebter Sohn. *Ihn sollt ihr hören!*“ Die Geschichte beim Wort nehmen heißt deshalb nicht, ihre angebliche Faktizität zu verteidigen, sondern ihrem Anspruch gerecht zu werden: Jesus von der Mose-Offenbarung her in das rechte Licht zu rücken, ihm als dem neuen Mose zu trauen, sein Wort zu hören und zu bewahren.

2.2 Die Erzählung vom Gebetskampf Jesu in Getsemani als Teil der Passionserzählung

Unser zweites Beispiel – die Erzählung vom Gebetskampf Jesu in Getsemani Mk 14,32-42 – stammt aus der ältesten uns erhaltenen Passionserzählung. Wer vom „Passionsbericht“ spricht, leistet dem Missverständnis Vorschub, es werde berichtet, wie es sich tatsächlich zugetragen hat. Aber eine Erzählung unterliegt schon an sich einer bestimmten Perspektive – im Fall der Passionserzählung der Perspektive der Anhänger Jesu, die sich durch das Ostergeschehen haben davon überzeugen lassen, dass Gott Jesus, den leidenden Gerechten, rehabilitiert hat. Unsere Geschichte erzählt indes nicht nur aus einer bestimmten Perspektive, sie ist auch derart kreativ, dass sie einen Raum eröffnet, aus dem der Hörer, wenn er ihn betritt, nicht unverändert hervorgeht. Jesus wurde wahrscheinlich außerhalb der Stadtmauern verhaftet. Auch wird Getsemani als Ort seiner Verhaftung auf historischer Erinnerung fußen. Aber Faktisches und Fiktives sind in unserer Erzählung derart miteinander verschmolzen, dass ihre säuberliche Scheidung unmöglich ist.

Im Evangelium ist die Erzählung das Gegenstück zu der von der „Verklärung“ Jesu auf dem Berg. Wieder sind die drei Erwählten dabei, wieder ereignet sich das Geschehen abseits von den Menschen, wieder geschieht Kommunikation zwischen Jesus und seinem Vater, dieses Mal im Gebet (vgl. bereits Mk 1,35). Wendet sich die himmlische Stimme der Verklärungserzählung an die Vertrauten Jesu und durch sie an die Hörer der Erzählung, so spielt sich in Getsemani alles in der Diskretion zwischen Jesus und seinem Vater ab, so dass *niemand* etwas davon wissen kann – es sei denn dank des „allwissenden Erzählers“¹⁵.

Inhaltlich besehen, bietet die Erzählung eine Art *Gebetsschule* (vgl. auch Mk 11,22-25). Sie zeigt Jesus als Beter und – wenn er die drei Vertrauten anspricht – als *Lehrer*

des Gebets. Schon die Weise, wie er betet, ist vorbildlich. Er nimmt den Psalter in seiner Todesnot zu Hilfe und vertraut sich den Worten der Klagepsalmen an: „Meine Seele ist sehr betrübt“ (= Ps 42,6.12; 43,5)¹⁶. Er spricht Gott mit „Abba“ an, was er andernorts auch seine Jünger zu tun lehrt (vgl. Mt 6,9/Lk 11,2), und bleibt beharrlich im Gebet: Drei Mal geht er in die Einsamkeit, um zu beten¹⁷. Beten heißt wachsam sein¹⁸. Und wenn er in seinem Gottvertrauen („Abba, Vater, alles ist möglich“) nicht erhört wird, willigt er ein: „Nicht was ich will, sondern was du willst“ (vgl. Mt 6,10). Heißt es eingangs, dass Jesus darum betet, die Stunde möge vorübergehen, so erklärt er am Ende: „Die Stunde ist gekommen. [...] Steht auf, lasst uns gehen!“ Wer den Text *formal* nach seiner *Gattung* bestimmen möchte, kann sagen: Er unterweist, indem er erzählt; er erzählt, um zu unterweisen. Es ist eine Art paränetische = mahnende Erzählung. Sie beim Wort nehmen heißt, in Jesu Gebetsschule gehen.

2.3 „Liebet eure Feinde!“ Zum radikalen Ethos Jesu

Unser drittes Beispiel – es sind sieben Sprüche Jesu, die der erste Evangelist in der Bergpredigt, und zwar in Mt 5,33-47 im Rahmen seiner fünften und sechsten „Antithese“ gesammelt hat – stellt andere Ansprüche an unser Thema. Wie soll man solche Weisungen wörtlich nehmen? fragen heute viele, von ihrer Radikalität erschrocken. Ohne ihren Rahmen lauten die ersten vier:

³⁹ Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin.

⁴⁰ Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel.

⁴¹ Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann geh zwei mit ihm.

⁴² Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab.

Der Schlüssel zum Verständnis dieser vier Sprüche liegt in der Einsicht, dass Jesus hier keine prinzipielle und grundsätzliche Maximen formuliert. Wichtig sind *Gattung* und *Stil* der Sprüche, denn sie befinden darüber, wie sie zu verstehen sind. Es sind „weisheitliche Mahnworte“, die sich dadurch auszeichnen, dass sie exemplarische Situationen vor Augen stellen, diese nicht einfach realistisch widerspiegeln, sondern zuspitzen, um die Zuhörer aufhorchen zu lassen. Ihr Stil ist hyperbolisch – übertreibend –, um auf einen bestimmten Zug aufmerksam zu machen und anzuregen, in einer vergleichbaren Situation entsprechend zu handeln. Anders gesagt: Die Sprüche wollen nicht kopiert oder imitiert werden, sondern die Phantasie der Hörer anstacheln. Eine wortwörtliche Befolgung liegt nicht in ihrem Interesse. Jesus will Impulse zu *eigenverantwortlichem* Handeln freisetzen.

Der *erste Spruch* (V 39; vgl. Lk 6,29a) stellt einen Gewaltausbruch vor Augen, eine Schlägerei unter Männern. Dabei geht es nicht nur um pure Gewalt, sondern auch um Entehrung des Anderen durch Schlag mit dem Handrücken auf seine rechte Wange. Wie soll der Entehrte reagieren? Zurückschlagen? Sich wehren? Jesus sagt: Halte ihm auch die andere Wange hin! Zeige ihm demonstrativ deine Wehrlosigkeit! Er ermuntert also weder zum Zurückschlagen noch zum Davonlaufen, auch nicht zu lethargischem Geschehenlassen, sondern zu *Aktivität*: Wende dich dem anderen zu, zeige ihm dein Gesicht – vielleicht kommt er zum Nachdenken.

Der *zweite Spruch* (V 40) versetzt uns in einen Pfändungsprozess, den ein Wohlhabender gegen einen Habenichtsanstrengt (anders Lk 6,29b). Dass Jesus zugespitzt formuliert, ist hier mit Händen zu greifen. Es geht um das letzte Hemd, das herausgepresst werden soll. Dass der Arme es nicht einfach mit sich geschehen lassen, sondern dem Wohlhabenden noch seinen Mantel dazugeben soll, ist eine Anspielung auf das

Bundesrecht Ex 22,25f. für Arme, das die Pfändung der „einzigen Decke, mit dem er seinen bloßen Leib bedeckt“, über Nacht verbietet. Jesus fordert den Elenden also auf, demonstrativ auf sein Recht zu verzichten und dem Wohlhabenden den Mantel zu reichen: Erinnert er ihn damit nicht an seinen Gott, der die Schreie des Elenden hört, und erweicht sein Herz?

Der *dritte Spruch* (V 41; nur bei Mt) lässt uns einen Blick in die prekäre Situation des von den Römern besetzten Palästina werfen. Ein Soldat kommt mit schwerem Gerät und zwingt einen Juden, es eine Meile weit zu tragen. Simon von Kyrene widerfuhr Derartiges am Kreuzweg Jesu. Wird der so Gezwungene freigegeben, soll er sich nicht aus dem Staub machen, so Jesus, sondern mit dem Soldaten noch eine Meile gehen. Wie wird dieser reagieren, wenn jemand sich ihm so völlig unerwartet zuwendet, selbstlos dem Feind seine Hilfe anbietet?

Der *vierte Spruch* (V 42) – ein Doppelspruch (vgl. Lk 6,30) – konfrontiert mit Unspektakulärem, das jeden Moment eintreten kann. Überraschend ist seine Bedingungslosigkeit. Jesus fordert nicht auf zu prüfen, ob eine Bitte gerechtfertigt ist, ob man das Geborgte zurückerwarten kann oder nicht, sondern verlangt kompromisslos: Gib und weise nicht ab! Er verlangt Zuwendung zu dem, der in Not ist.

Diese ersten vier Sprüche sind risikoreich. Wer sie befolgt, weiß nicht, wohin sie führen. Was Jesus verlangt, verspricht nicht unbedingt Erfolg. Scheitern ist einkalkuliert. Die Sprüche wollen nicht wörtlich, aber beim Wort genommen werden. Die Phantasie der Hörer ist gefordert, auch in unvorhergesehenen Situation die Gewaltpirale zu durchbrechen, Feindschaft durch Mitmenschlichkeit einzudämmen, Elende nicht zu entmündigen, sondern im Gegenteil zu ermutigen, zu der ihnen von Gott zugesprochenen Würde zu stehen. Sich Menschen in Not zuzuwenden, verlangt Kreativität, aber auch Motivation: Das zei-

gen die folgenden drei Sprüche Mt 5,44-45.46.47:

Der Spruch, die Feinde zu lieben (V 44f.), scheint aus dem Kreis der bisherigen konkreten Weisungen herauszufallen. Tatsächlich formuliert er prinzipiell, fügt aber gleich hinzu, was er unter „Feindesliebe“ versteht. Es geht nicht um Gefühle, sondern um den Einsatz im Gebet für die „Feinde“. Dahinter steht ein realistisches Wissen, dass es Situationen gibt, die zu bewältigen wir außerstande sind. Dazu kann auch gehören, verfolgt zu werden – ohne Aussicht auf Beschwichtigung der „Feinde“. Wichtig ist die angefügte Motivation. Jesus verlangt von den Seinen nichts, was gegen ihren Verstand geht, sondern will Einsicht, Zustimmung, ein Handeln, das nicht blind ist. So fordert er mit seiner Weisung, die Feinde zu lieben, am Schöpfergott Maß zu nehmen. Dass dieser seine Gaben – die Leben spendende Sonne und den Regen – allen Menschen zuwendet, ob sie nun böse oder gut, ungerecht oder gerecht sind (V 45), ist keine Kapitulation oder Resignation angesichts der Unverbesserlichkeit der Menschen, sondern Ausdruck seiner grenzenlosen Güte. Die Feinde zu lieben entspricht diesem göttlichen Programm grenzüberschreitender Liebe. Es geht um „Ent-Feindung“ des Nächsten¹⁹.

Auch die beiden nachfolgenden Sprüche folgen der Linie, dass alle Wahrheit konkret ist: Was Feindesliebe sein kann, zeigen sie an der Überwindung von Gruppenegoismus. Nur seinesgleichen zu lieben, ist nichts Besonderes, wohl aber Grenzen zu überschreiten, auch Menschen jenseits der eigenen Mauer, der eigenen Zäune Wohlwollen zu erweisen (V 46). Das beginnt schon beim Grüßen, der Begegnung mit dem Anderen, Fremden, ja feindlich Gesonnenen auf der Straße (V 47).

3. Welche Leser erwartet die Bibel?

Schriftauslegung ist ein Unternehmen voller Spannungen, es fordert den Spagat: Auf der einen Seite geht es um das

Verstehen antiker Texte, die beinahe zwei Tausend Jahre und noch viel älter sind und alle Spuren der Fremdheit an sich tragen, angefangen von ihren Sprachen – Hebräisch, Aramäisch, Griechisch – bis hin zu ihren oft rätselhaften Vorstellungen. Auf der anderen Seite steht die christliche Überzeugung, dass Gott durch diese Texte auch heute noch zu uns spricht, uns sein stets aktuelles Wort sagt.

Der Leser der Bibel wird eine doppelte Kompetenz mitbringen, ein Interesse in zweifacher Richtung entwickeln. *Einerseits* wird er immer wieder fragen, wie die biblischen Texte aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sind; er wird sie ausreden lassen und versuchen, sie besser zu verstehen, was ein ständiger, nie abgeschlossener Prozess ist. *Andererseits* wird er in der Gemeinschaft derer, die mit ihm um den Weg des Glaubens ringen, hellhörig für die Stunde sein, die heute schlägt, sensibel für „die Zeichen der Zeit“²⁰, um zu erkennen, was Gott heute durch die Schriften der Bibel „kommunizieren“ will. Es geht um das „Heute“ (Hebr 3,7-14): Jede Zeit hat ihre Würde, zu jeder Stunde ergeht Gottes Anruf.

Insofern steht nicht „allein die Schrift“ auf dem Spiel – ihre in einer bestimmten Zeit wurzelnde „Wörtlichkeit“, ihre spezifische Situationsbezogenheit –, sondern immer zugleich auch ihre theologische Erschließungsfunktion für die Gegenwart. Beide Pole sind wichtig und müssen in Relation zueinander gebracht werden: die Schrift und unser „Heute“, das seine eigenen Fragen und Probleme hat, welche die Schrift vielleicht noch nicht kennt.

Wenn wir die Spannung zwischen den provokanten Jesus-Sprüchen und unserer Situation ernst nehmen, werden wir in die Lage versetzt, Vernunft und Kreativität aufzubringen, im Geist seiner Botschaft zu erkennen, worauf es heute ankommt. Nachfolge, nicht Nachahmung ist das Motto. So sind wir nicht selten auch dazu angehalten, über den Wortlaut der Bibel hinauszugehen und nach ihrem Geist

zu fragen. Das geschieht nicht willkürlich, sondern im gegenseitigen kritischen Austausch der Bibelleser. Oder wie es Paulus in der Präambel seiner ethischen Weisungen im Römerbrief (Röm 12,1f.) sagt:

„Ich ermahne euch also, Brüder und Schwester, kraft der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber als lebendiges, heiliges und Gott wohlgefälliges Opfer darzubringen – als euren geistigen Gottesdienst. Und gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene!“

Anmerkungen:

- ¹ Die Organisatoren der „Reise durch die Bibel. Eine Woche Bibel hören und lesen“ (3.-8. April 2017 Marienkirche Reutlingen) stellten mir diese Frage für den einführenden Vortrag am 21. März in der Nikolaikirche.
- ² Dazu: Die Schöpfung. Bibel kontra Naturwissenschaft? Welt und Umwelt der Bibel Nr. 80 (21. Jg.), Stuttgart 2016.
- ³ Zum Weinwunder von Kana und zur Auferweckung des Lazarus vgl. M. THEOBALD, Das Evangelium nach Johannes. Kapitel 1-12 (RNT). Regensburg 2009, zu den Osterzählungen DERS., Angefochtener Osterglaube – im Neuen Testament und heute, in: ThQ 193 (2013), 4-31.
- ⁴ Vgl. S. GOERTZ (Hg.), Wer bin ich, ihn zu verurteilen? Homosexualität und katholische Kirche (Katholizismus im Umbruch, Bd. 3). Freiburg u.a. 2015; darin: T. HIEKE, Kennt und verurteilt das Alte Testament Homosexualität?: 19-52; M. THEOBALD, Plädoyer für einen vernünftigen Umgang mit der Schrift: 53-88 (dort auch Hinweise zum paulinischen Menschenbild, von dem her Röm 1,26f. etc. zu relativieren sind).
- ⁵ Vgl. zuletzt K. LEHMANN/R. ROTHENBUSCH (HG.), Gottes Wort im Menschenwort. Die eine Bibel als Fundament der Theologie (QD 266). Freiburg 2014.
- ⁶ AUGUSTINUS, De Civitate Dei XVII, 6,2: „Gott ... spricht durch einen Menschen nach Menschenweise, und dadurch, dass er spricht, sucht er uns.
- ⁷ Jedes Wort, jeden Satz philologisch ernst zu nehmen, ist deshalb das Ethos des Auslegers.
- ⁸ Vgl. M. EBNER, Der christliche Kanon, in: ders./S. Schreiber (Hg.), Einleitung in das Neue Testament (Kohlhammer Studienbücher Theologie Bd.6). Stuttgart 2013, 9-52.

- ⁹ H. ABDEL-SAMAD, Der Koran. Botschaft der Liebe – Botschaft des Hasses. München 2016, problematisiert, dass dem Islam „der Koran nicht als menschliches, sondern als letztgültiges Manifest Gottes gilt, das über Raum und Zeit hinweg Bedeutung hat“. Angesichts dieses Dogmas fordert er eine historische Auslegung des Korans, um mit seinen widersprüchlichen Aussagen umgehen zu können. Denn sonst werde der Text „nicht als das Gesehene, was er aus meiner Sicht über weite Teile war: eine Zustandsbeschreibung der Gemeinde Mohameds, eine Reaktion auf die damaligen Umstände, die persönlichen wie die der jungen Glaubensgemeinschaft“ (223).
- ¹⁰ A. WYPADLO, Die Verkörperung Jesu nach dem Markusevangelium (WUNT 308). Tübingen 2013.
- ¹¹ Das Strahlen seiner „Kleider“ steht für seine „Verwandlung“. Mt 17,2 und Lk 9,29 reden – vielleicht im Anschluss an Ex 34,29f. – noch zusätzlich vom Leuchten „seines Angesichts“.
- ¹² „Mose stieg zu Gott hinauf“: Ex 19,3; vgl. auch 19,20c; 24,12. – „Mose stieg vom Berg zum Volk hinunter“: Ex 19,14; vgl. 32,1.7.15.
- ¹³ Man lese zur Stelle die Anm. in EÜ 2016.
- ¹⁴ Haggada: beliebte Weise jüdischer Schriftauslegung in Gestalt von Erzählungen.
- ¹⁵ Darunter versteht die Literaturwissenschaft die Konstruktion eines Autors, der auch das noch weiß, was die möglichen Überbringer des Erzählten eigentlich gar nicht wissen können; in unserem Fall ist er zugleich ein zuverlässiger Autor: Er nimmt die Perspektive Jesu ein.
- ¹⁶ Ps 42,6 (= 42,12; 43,5): „Was bist du bedrückt, meine Seele, und was ächzt du in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken für die Rettung in seinem Angesicht“ (EÜ 2016).
- ¹⁷ Zum dreimaligen Beten vgl. 2 Kor 12,7-9: Paulus fleht drei Mal den Herrn an und wird – wie Jesus in Getsemani – nicht erhört.
- ¹⁸ Die Mahnung zur Wachsamkeit durchzieht das NT: Vgl. Mk 13,33.37; Mt 24,42f.; 25,13; Lk 12,37.39; Apg 20,31; 1 Kor 16,13; Kol 4,2; 1 Thess 5,6; 1 Petr 5,8; Offb 3,2f.; 16,15.
- ¹⁹ P. LAPIDE, Entfeindung leben? Gütersloh 1993.
- ²⁰ Vgl. Gaudium et Spes 4,1 sowie Lk 12,56: „Ihr Heuchler! Das Aussehen der Erde und des Himmels könnt ihr deuten. Warum könnt ihr dann die Zeichen der Zeit nicht deuten?“ (so die alte EÜ 1980 unter dem Eindruck des 2. Vatikanum). EÜ 2016: „... Warum könnt ihr dann diese Zeit der Entscheidung nicht deuten?“ Wörtlich: „diese Zeit aber – wie wisst ihr sie nicht zu beurteilen?“ Gemeint ist „die durch Jesu Auftreten qualifizierte Zeit“ (M. WOLTER, Das Lukasevangelium [HNT 5], Tübingen 2008, 472). Mt 16,2b-3 ist eine späte Glosse (EÜ 1980, Anm.), die die EÜ 2016 wieder in den Text stellt.

In der Fremde

Werkstattbericht über eine Exerzitienreise in die Republik Moldau

1. An die weite Grenze von Europa

Im Herbst 2016 sind 12 Frauen und Männer miteinander in die Republik Moldau gereist. Kaum jemand kannte dieses Land, niemand der Teilnehmer war vorher je dort. Wir, zwei Kollegen, der eine Referent im Fachbereich „Kirche in der Gesellschaft“ im Bischöflichen Generalvikariat, die andere Pastoralreferentin in der Exerzitienarbeit des Bistums Aachen, haben die Reise als Exerzitienreise konzipiert. Unser Stichwort war „In der Fremde“, wir wollten an die Grenzen von Europa reisen, vom westlichen Aachen weit Richtung Osten, wir wollten in der Republik Moldau Menschen begegnen, Einblicke gewinnen in die Wirklichkeit vor Ort und uns der Fremdheit aussetzen, begleitet von der Spiritualität des derzeitigen Papstes. Wir wollten miteinander sehen lernen, unsere eingeübten Sichtweisen erweitern und uns darin üben, „heiligen Boden“ zu entdecken.

Im Rahmen der Vorbereitung nahmen wir Kontakt mit dem Osteuropa-Hilfswerk Renovabis auf und bekamen eine Empfehlung: Ein Sozialzentrum in der Hauptstadt Chisinau, geleitet von dem engagierten katholischen Diakon Edgar Vulpe, wurde unsere Anlaufstelle.

Wir lernten in der Vorbereitung Organisationen wie „Moldova Hilfe Aachen“ kennen, die regelmäßig die Republik bereisen und Hilfsprojekte dort organisieren. Unser Konzept sah eine Exerzitienreise vor, die einen strukturierten Alltag (Morgengebet, Zeit auf der Straße und in Begegnungen, Mitarbeit, Austauschrunde, Nachtgebet, Gottesdienste, Zeit in der Stille) mit einer

Erkundung ganz eigener Art verband. Die Stadt, in der wir für eine Woche lebten, wurde Ort der Gottessuche und der je ganz persönlichen Begegnung mit einer fremden Welt.

2. Eine andere soziale Wirklichkeit

Chisinau, die Hauptstadt der Republik Moldau liegt knapp 2000 Kilometer südöstlich von Aachen, das Land ist etwas größer als Belgien und grenzt im Westen an Rumänien, im Osten an die Ukraine. Es hat seit dem Ende der Sowjetunion bewegte Jahre erlebt, auch einen Krieg im eigenen Land, sodass nun in einem Teil der Republik noch immer russische Truppen stehen, ein „eingefrorener“ Konflikt, das Teilgebiet heißt Transnistrien und spaltet das Land. Eine andere Lösung wurde für das Gebiet Gagausien gefunden, hier wurde Teilautonomie zugestanden.

Politisch steht die Republik zwischen Europa und Russland, viele beantragen einen rumänischen Pass, um in Europa arbeiten zu können, andere orientieren sich in östliche Richtung und erhoffen sich von Putin eine „Rettung“ des Landes. Von dessen 3,5 Millionen Einwohnern arbeiten rund eine Million im Ausland und schicken Geld an ihre Kinder und Eltern nach Hause. „Ein schönes, leeres Land“, titelte einmal die FAZ (faz.net, 18.7.2015) treffend.

Rund eine Milliarde US-Dollar sind 2014 von den Banken mittels illegaler Machenschaften der Geld- und Politik-Eliten ins Ausland abgezogen worden. Die Allgemeinheit muss zahlen, das Vertrauen in die Politik ist bleibend beschädigt. Chisinau ist bald eine Millionenstadt, die einzige im Land, mit verfallenden Plattenbauten neben Sushirestaurants und biologisch orientierten Cafés, mit einem durchschnittlichen Monatseinkommen von 120 Euro für Lehrer, für Rentner ca. 60 Euro, aber fast überall freiem W-LAN, mit unendlich vielen Gegensätzen.

Im übrigen Land gibt es oft kein fließendes Wasser, und nicht immer Strom, und die Menschen leben von dem, was sie auf ihrem Stück Land anbauen können.

Über die sozialen und politischen Hintergründe konnte sich die Gruppe auch in einem intensiven Gespräch mit Ulrike Knotz, Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland in der Republik Moldau informieren und austauschen. Die geopolitische Lage der Republik an der Außengrenze der EU macht es für die OSZE, die EU, aber auch für Deutschland zu einem Ort, dem zumindest ein wenig Beachtung geschenkt wird, auch wenn das kaum in der deutschen Öffentlichkeit wahrgenommen wird.

3. Unterwegs auf der Straße

Methodisch inspiriert von den Exerzitien auf der Straße, die in Berlin durch P. Christian Herwartz entstanden sind, haben wir eine biblische Erfahrung des Mose betrachtet. Mose wechselt den Ort, geht über die Steppe hinaus, macht also eine Grenzerfahrung, geht dorthin, wo er noch nicht war und begegnet dort dem brennenden Dornbusch, begegnet Gott dort, wo er ihn nicht vermutet.

Und anders als vielleicht gedacht lässt er sich nicht begreifen, vielmehr muss Mose Abstand halten, die Schuhe ausziehen und das Gesicht verhüllen.¹

So war es auch für die Gruppe: Wo zeigt sich für uns der brennende Dornbusch, wo ist für uns heiliger Boden? Auf einer Parkbank, an einer Bushaltestelle, an einem Denkmal, in einem Gespräch mit jemandem unterwegs, in einem Stück Papier, einem Keks oder einer sogar einer Nuss konnten Spuren entdeckt werden in Verbindung mit unserem je persönlichen geistlichen Weg.

Morgens versammelten wir uns, um uns an die Haltung zu erinnern, mit der wir durch den Tag gehen wollen: absichtslos, auf Augenhöhe, hörend auf den Anderen. Sehen üben. Sich selbst ein Stück loslassen und sich hineinbegeben in die Fremde.

Die Textstellen aus „*Evangelii gaudium*“ (EG) waren uns eine stetige Impulsquel-

le. Deutlich ruft Franziskus beispielsweise dazu auf: „Wir müssen die Stadt von einer kontemplativen Sicht her, das heißt mit einem Blick des Glaubens erkennen, der jenen Gott entdeckt, der in ihren Häusern, auf ihren Straßen und auf ihren Plätzen wohnt. [...] Diese Gegenwart muss nicht hergestellt, sondern entdeckt, enthüllt werden“ (EG 71).

Abends und zwischendurch in der Gruppe hatte dann die „Resonanz“ ihren Raum. Wir hörten die Straßengeschichten, die Erfahrungen der Einzelnen. Beim Nachtgebet hatte dann jeder die Gelegenheit, mit einem „Schlusswort“ den Tag abzuschließen.

In der Erfahrung von Fremdheit, die vielfach unüberwindbar war, wo wir wirklich (sprachlich, kulturell, durch unsere Herkunft aus einem reichen Land, durch eigene innere Vorbehalte etc.) an eine Grenze kamen, begegneten wir der Wirklichkeit. Und das ist mehr als nur uns selbst zu begegnen mit unseren bestehenden Orientierungsmustern. Die Herausforderung bestand für alle Teilnehmenden neben dem nicht unbeachtlichen Mut zum Aufbruch darin, das erfahrene Fremde nicht anzueignen, sondern auszuhalten, als Stachel, als das ganz Andere, als ein Teil unserer Gottessuche.

Um durch praktische Arbeit die geistlichen Erfahrungen zu vertiefen, arbeiteten alle an zwei Vormittagen beim Servieren des Essens an den Tischen der Bedürftigen in der Sozialkantine der Casa Providenței mit, schälten kiloweise Kartoffeln und Möhren, strichen das Hoftor und halfen beim Packen von Verpflegungstüten. Unser Gastgeber, das vom Bistum Chisinau gegründete Sozialzentrum Casa Providenței, hat uns freundschaftlich aufgenommen. Wohnen konnten wir auf dem Gelände des Zentrums und somit ein Stück Praxis der diakonischen Arbeit vor Ort miterleben.

Wir besuchten auch den Norden und den Süden des Landes, besonders orthodoxe Orte des Glaubens: ein berühmtes Höhlenkloster in Orheiul Vechi und eine große Klosteranlage in Capriana aus dem 15. Jahrhundert, wir waren aber auch in



Abb.: Orheiul Vechi, Foto: N. Wichard

der teilautonome Republik Gagausien, wo türkischstämmige Menschen leben, die zu-
meist Christen sind und selbstbewusst und
fröhlich ihre eigene Kultur präsentieren
und schützen.

Viel haben wir gehört, gefragt, erfahren.
Viele Begegnungen werden wir nicht
mehr vergessen. Junge Menschen, die am
Stadtsee in Chisinau flanieren, die Pferde-
wagen in den Dörfern, kilometerlange Al-
leen mit Walnussbäumen, Frauen, die am
Straßenrand Produkte aus der eignen klei-
nen Landwirtschaft verkaufen. Aber auch
Begegnungen mit Menschen aus dem Bis-
tum Chisinau, darunter auch Bischof Anton
Coşa; das Erleben von Unterschieden, aber
auch vielen Gemeinsamkeiten.

4. Geistliche Erfahrungen

Eine Teilnehmerin antwortete nach Ab-
schluss der Woche auf die Frage, was sie am
meisten beeindruckte: „Das Unterwegssein
in fremder Umgebung, um dann das ‚Eige-
ne‘ kennenzulernen.“ Eine andere nannte

den „Respekt vor den Menschen dort, die
etwas anpacken und verändern.“

Wieder eine andere: „Mich hat die Flexi-
bilität beeindruckt, mit der die Menschen
ihre Situation zwischen so vielen Stühlen
meistern.“

Die symbolischen Gegenstände, die jeder
am Ende der Woche der Gruppe zeigte,
zeigen ein wenig der Vielschichtigkeit der
Erfahrungen. Jemand brachte eine Walnuss
mit. Denn Walnüsse werden hier angebaut,
viele Frauen arbeiten als Nussknackerin-
nen, und lernen, die Nüsse so zu knacken,
dass beide Hälften ganz bleiben, damit wir
sie so im Supermarkt kaufen können. Der
Wert einer Nuss sei für ihn neu deutlich
geworden. Jemand legte Kekse mit einem
Schachbrettmuster hin. Er hatte die Auf-
gabe gehabt, für Bedürftige eine genaue
Menge von diesen Keksen in ein Paket zu
packen. Das Schwarz und Weiß erinnert
ihn an die Kontraste in diesem Land, und
die Arbeit für die Bedürftigen bleibt für
ihn in der Erinnerung. Dann lag da noch
der Liedzettel der Heiligen Messe. Verschie-
dene Sprachen: Russisch, Rumänisch. Alle
für uns unverständlich, während der Ab-

lauf der katholischen Liturgie vertraut war. Auch hier bleiben Fremdes und Vertrautes nah beieinander.

Ein Teilnehmer legte ein kleines Fernrohr auf den Tisch. Ihm sei die Woche vorgekommen als habe er durch ein Fernrohr geschaut. Alles rückte sehr nah und blieb gleichzeitig absolut fremd.

Ohne großes Zutun ist der Gruppe vieles begegnet und passiert. Entscheidend war das Bild der leeren Schale: Wir haben Wahrnehmen und Empfangen geübt. Wir haben uns dem Anspruch des Wirklichen ausgesetzt, das manchmal alles Verstehen, alles Rationale übersteigt. Wir haben viele Grenzerfahrungen gemacht, und diese zu verbinden versucht mit unserem eigenen Leben. Und nicht zuletzt haben wir von den Menschen in diesem sehr armen unbeachteten Land voller Hoffnungslosigkeit gelernt, wie Hoffnung und Solidarität und Aufbruch gehen können. Dies war vielleicht das Kostbarste.

„Das Evangelium spricht von einem Samen, der, wenn er einmal ausgesät ist, von sich aus wächst, auch wenn der Bauer schläft (vgl. Mk 4,26-29). Die Kirche muss diese unfassbare Freiheit des Wortes akzeptieren, das auf seine Weise und in sehr verschiedenen Formen wirksam ist, die gewöhnlich unsere Prognosen übertreffen und unsere Schablonen sprengen“ (EG 22).

5. Exerzitien hin auf das „gemeinsame Haus“

In Exerzitien geht es immer um die Ausrichtung des eigenen Lebens auf Gott hin, um die Suche nach seinen Spuren im eigenen Leben, auf ein Hinhören auf das, was unser Leben ausmachen könnte. Der geistliche Weg der Gruppe hier nahm besonders die soziale Wirklichkeit in den Blick, unsere soziale Wirklichkeit im Jahr 2017, in dem ein Land wie die Republik Moldau fast völlig unbekannt, aber absolut konkret existiert. Man könnte fragen: Geht das? Ist das nicht zu viel? Kann man nicht doch nur in Rückzug und Stille Gott suchen?

Das Erkennen der Gemeinsamkeiten und das Erleben von Verbundenheit trotz sozialer Unterschiede hat eine spirituelle Dimension. Derzeit ist häufig davon die Rede, dass der Zusammenhalt der Gesellschaften bei uns in Europa in Gefahr ist. Papst Franziskus wirbt in der Sozial- und Umweltenzyklika „*Laudato si'*“ (Ls) eindringlich dafür, die soziale und für die Umwelt sorgende Perspektive zusammenzudenken und die Verantwortung für das 'gemeinsame Haus' wahrzunehmen: „Wir müssen uns stärker bewusst machen, dass wir eine einzige Menschheitsfamilie sind. Es gibt keine politischen oder sozialen Grenzen und Barrieren, die uns erlauben, uns zu isolieren, und aus ebendiesem Grund auch keinen Raum für die Globalisierung der Gleichgültigkeit“ (Ls 52).

Unsere Erfahrung zeigt, dass es für diejenigen, die sich auf diese Art von Exerzitien einlassen wollen, gut geht: Die Verbindung von Exerzitien mit der Fremde, und das Erleben von menschlicher Verbundenheit und Lebensweisheit an Orten, an denen man das nicht gedacht hätte.

Die Gruppe übte sich darin, unterwegs zu sein mit der Grundannahme, dass überall heiliger Boden sein kann, dass überall Gott schon da ist, dass er überall begegnen kann. Diesen Blick nimmt sie mit in ihren Alltag. Und egal ob in der Republik Moldau oder in Deutschland oder anderswo: Da, wo Armut, Ungerechtigkeit und Hoffnungslosigkeit besonders extrem sind, ist das manchmal kaum auszuhalten.

Anmerkungen:

- ¹ Eine sehr gute Studie über Straßenexerzitien verfasste Michael Johannes Schindler, Gott auf der Straße. Studie zu theologischen Entdeckungen bei den Straßenexerzitien. Tübingen 2016. Handlungsleitend für uns war auch die Dissertation von Susanne Szemeredy, Vom Gastgeber zur Geisel des Anderen. Religiöse Erfahrung bei Exerzitien auf der Straße. Tübingen 2013.

Alte Priester – allein gelassen?

Auslöser

Ein Offener Brief mit einem Rückblick und Perspektiven des Kölner Weihejahrgangs 1967¹ sind für mich Auslöser, nachzudenken und zu vergleichen. Johanna Heckeley titelt den Offenen Brief der Mitbrüder in Katholisch.de „Aufbruch in der Warteschleife“². Themen sind die Krise des Glaubenslebens und Wegweiser in die Zukunft. Die Bildung von Großpfarreien, konfessionsübergreifenden Teilnahme an Eucharistie und Abendmahl, Reformen des Priesterseins und Zulassung von Frauen zu Weiheämtern sind Forderungen, die – bis auf die Großpfarre – für die Ortskirche unlösbar sind. „Avantgarde auf alten Pfaden“³ nennt Kilian Martin seine Gedanken und fasst zusammen: „Einst fühlten sie sich wie die ‚Avantgarde einer sich erneuernden Christenheit‘. Heute beschreiten sie mit ihren Forderungen altbekannte Pfade, die kaum den Anschein machen, wirklich zukunftsweisend zu sein.“ Zunächst aber hat der Weihejahrgang 1967 mit Wolfgang Bretschneider (Cäcilienverband), Franz Decker (Kölner Caritasverband), Wilhelm Hoffsümmer und Gerhard Dane (Autoren) und anderen seine Erfahrungen existentiell geöffnet. Ich habe Verständnis dafür, dass es dafür fünfzig Jahre brauchte. 30 Jahre brauchte Thomas Frings, ehemals Pfarrer in Heilig Kreuz Münster, der viele Anfang des Jahres 2016 mit seinem Rückzug in ein Benediktinerkloster überraschte. Sabine Kleyboldt (Katholisch.de)⁴ beschreibt, dass bei Trauungen, Taufen und Kommunionfeiern kaum etwas Nachhaltiges bleibt, obwohl Perfektion und bedingte Serviceorientierung erwartet wird. Die nicht zum Schmun-

zeln geeignete Schlagzeile lautete: „Pfarrer geht wegen Helene Fischer ins Kloster“. „Dahinter steckte eine Braut, die nach dem Ja-Wort unbedingt einen Helene-Hit zum Besten geben musste. Für Thomas Frings nur ein frustrierendes Beispiel von vielen, bei denen Äußerlichkeiten kaum Platz lassen für den eigentlichen Kern.“⁵ Die eigentliche Erkenntnis von Thomas Frings aber lautet: „Wir machen immer neue Pläne, Synoden, Foren und Dialogprozesse und wissen genau, dass keines dieser Dinge je eine Trendwende hervorgerufen hat.“⁶

Volk Gottes

Dennoch markiert das II. Vatikanum die Neuorientierung – Leitbegriffe sind „Volk Gottes“ und „Gemeinschaft“ (Communio). Die Getauften als Volk Gottes sind berufen zum gemeinsamen Priestertum. Sie tragen Verantwortung für die Kirche – auch als Miteinander von Weltkirche und Bistümern. „Die Gemeinschaft von Gemeinden“ schließt ein enges „Kirchturmdenken“ aus und macht die Verantwortung deutlich. Nicht schwierige Zeiten allein lassen ein „Zusammenrücken“ der Gemeinden notwendig erscheinen, sondern das Verständnis von Kirche selbst. Eine „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ macht gegenseitige Unterstützung und Ergänzung selbstverständlich. Weniger Priester trotz gleichzeitiger Aufstockung pastoraler Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zwingen zu Kooperation und Fusion von kleineren und größeren Kirchengemeinden. Ehrenamtliche und Freiwillige sollten sich einschalten, wo die Bereiche zu kurz kommen. Die Begleitung Freiwilliger muss bei den Beruflichen der Seelsorgeeinheiten Thema sein. Auch geht es um die Kooperation der Initiativen unter Wahrung der Selbständigkeit Ehrenamtlicher. Zur Hilfsbereitschaft der Gemeindemitglieder kommen Ressourcen in Umfeld und Lebensraum. Für mein Heimatbistum Essen lese ich treffend in einem Pfarr-Magazin mit dem bezeichnenden Namen WIR-VIER⁷: „Das Gesicht der Kirche im Bistum

Essen wird sich grundlegend verändern, gewachsene Strukturen werden aufgebrochen, statt Gemeindepastoral rückt mancherorts Projektpastoral in den Mittelpunkt. In vielen Pfarreien scheinen weitgehende Kirchenschließungen beschlossene Sache zu sein und das Bischöfliche Generalvikariat geht davon aus, dass im Jahr 2030 nur noch rd. 80 – 100 Kirchen im Bistum geöffnet sein werden. (Zum Vergleich: derzeit sind es rd. 240 Kirchen in 42 Pfarreien) An manchen Orten wird auch laut über neue Pfarreigrenzen nachgedacht.“

Im Quartier

Erinnert sei an die Glaubenszyklika Lumen fidei von Papst Franziskus. Seine Bemerkung „Unsere Kultur hat die Wahrnehmung d(ies)er konkreten Gegenwart Gottes, seines Handelns in der Welt verloren“⁸, trifft die aktuelle Situation. Dazu gehört die Mahnung des Paulus „Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt“ (Römer 10,14). „Im Angesicht des Todes“ vom Jesuitenpater und Widerstandsmitglied des Kreisauer Kreises Alfred Delp lese ich über „Das Schicksal der Kirchen“: „Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden und gestaltenden Ideen dieses Jahrhunderts. Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben? Man muss, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und gelebt hat. Man soll deshalb keine großen Reformreden halten und keine großen Reformprogramme entwerfen, sondern sich an die Bildung der christlichen Persönlichkeit begeben und zugleich sich rüsten, der ungeheuren Not des Menschen helfend und heilend zu begegnen.“⁹

Welche Bedeutung hat das für die schwindende Struktur unserer Pfarreien mit ihren Gemeinden, Filialen und Weiteren Kirchen?¹⁰ Ein enger Blick auf das Quartier und die Lebenswelt unserer Dienste und Einrichtungen sieht nicht mehr Bistum, Kirchenprovinz, Landes- und Weltkirche. Aber die Glaubenszyklika spricht von der notwendigen kirchlichen Gestalt des Glaubens.¹¹ Gerade in der Organisation der Liebe schwindet, dass Verkündigung, Sakramente und Caritas zusammengehören. Wer kümmert sich missionarisch um Ehrenamt und Freiwilligkeit? Wer sammelt die glaubwürdigen Zeuginnen und Zeugen Jesu Christi im Tun, im Reden, im Schweigen und beispielhaft? Der Münsteraner Bischof Felix Genn, früher Bischof von Essen und verantwortlich für die Fortführung der strukturellen Reformen, schrieb dazu in einem Brief an die Seelsorgerinnen und Seelsorger im Bistum Münster¹², die Organisation von Leitungsaufgaben in Pfarreien zu überdenken. Das Interessante an seinem Brief an alle Priester, Diakone, Pastoralreferentinnen und –referenten ist aber seine Versicherung mit Blick auf die Pfarreien, „keine größeren Einheiten über die bisherigen Planungen hinaus“ bilden zu wollen. Kern seiner für viele Pfarrer frohen Botschaft ist die Erkenntnis: „Die Zahl der Pfarreien richtet sich nicht automatisch nach der Zahl der künftig verfügbaren Pfarrer. Darum braucht es neue Formen, die der Sendung unserer Kirche dienen.“ Markus Nolte sieht in der Kirchenzeitung „Kirche und Leben“ die bischöfliche Erkenntnis, die Eucharistie neu zu entdecken und über die Art und Weise der Gestaltung nachzudenken¹³. „Schließlich sei es Gott an Weihnachten darum gegangen, dass er in unserer menschlichen Dimension erfahren werden kann.“ Der Bischof betont, es brauche Priester, „die uns Getaufte durch die Feier der Sakramente des täglichen Lebens – durch die Eucharistie, die Vergabung und die Krankensalbung – stärken, damit wir als Gemeinschaft der Getauften selbst in der Welt wirken und für unsere Mitmenschen Christus lebendig erfahrbar

werden zu lassen." Jenseits aller Diskussion um Zulassungskriterien bittet er die Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Sorge um Priester-Berufung mit zu tragen. Im Ergebnis des Überdiözesanen Gesprächsprozesses der Deutschen Bischofskonferenz 2015¹⁴ lese ich über die Erneuerung des Lebens in der Pfarrei: „Oft bleiben den Gemeinden auch die Zukunftsperspektiven, die mit der Schaffung größerer Einheiten verbunden sein könnten, unverständlich. Der Umbruch sieht für allzu viele immer nur wie ein Abbruch aus.“ Auf einen Impuls vom Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode geht wohl die Kritik an der XXL Pfarrei zurück. Er spricht von einem lebendigen und durchlässigen Netzwerk mit verschiedenen Knotenpunkten durch unterschiedliche Orte und Gemeinschaften. „Wichtig ist eine gute Balance von Weite des Raumes, Nähe zu den Menschen und Tiefe des Glaubens.“¹⁵ Das Ergebnis des Überdiözesanen Gesprächsprozesses hält fest: „Schon heute verwirklicht sich die Kirche der Zukunft in vielgestaltigen Glaubensräumen. Viele Verbände und geistliche Gruppen bieten bereits solche Erfahrungsräume und christliche Lebensgemeinschaften an. Neben die erneuerte Pfarrei (eine Pfarrei mit mehreren Gemeinden) treten kategoriale Formen der Seelsorge und neue pastorale Orte (z.B. City-Pastoral). Mehr denn je ist der Kirche auf allen Ebenen der Mut zum Experiment abgefordert, um mit all jenen ins Gespräch zu kommen, die keinen Zugang zu den traditionellen Orten und Vereinigungen finden, jedoch eine grundlegende Offenheit für die Erfahrung des Glaubens mitbringen.“¹⁶ Unter 20 Zukunftsprojekten meines Heimatbistums Essen mit dem Titel „Du bewegst Kirche“ (2016)¹⁷ fielen mir Angebote zu folgenden Kirchen-Fragen besonders auf: Was macht die Kirche in der Innenstadt? – Wie geben wir Rückmeldungen zu Gottesdiensten? – Wie begleiten wir Menschen spirituell? – Wo pilgern wir im Bistum Essen? – Wohin mit unserer Trauer? – Welchen Service bieten wir Braupaaren? – Wie können wir vielfältiger Gottesdienst feiern?“ – Wie sehen die Kirchen der Zu-

kunft aus? – Wie leiten Ehrenamtliche Gemeinden? – Wie heißen wir Menschen willkommen?

Unnütze Knechte?

In den Konfliktfeldern Frau und Mann, Arm und Reich sowie Alt und Jung bewegt mich zurzeit auch in der eigenen Situation die Lebenswelt der älteren und alten Priester. Ich erinnere mich an einen älteren Mitbruder. Als er seine Gemeinde verließ, um in den Unruhestand zu gehen, verabschiedete er sich mit dem letzten Satz unseres Evangeliums: „Wir sind nur unnütze Sklaven, wir haben nur unsere Schuldigkeit getan (Lukas 17,10).“ Dabei ging es ihm darum, dass die Jünger ohne Anspruch vor Gott stehen wie die Sklaven vor ihren Herren. Das waren sicher die ersten Erfahrungen der jungen lukanischen Kirche mit Menschen, die sich auf ihre Leistung etwas einbildeten und daraus einen Rechtstitel auf eine Belohnung durch Gott und auf eine Stellung in der Kirche ableiten wollten. Dagegen steht nicht ein gesundes Selbstbewusstsein. Wir brauchen ein Instrumentarium, das uns Zumutbares von Unzumutbarem unterscheiden lässt. Trotzdem haben wir keine angeborenen Rechte. Zwischen Gott und uns gibt es keinen Tarifvertrag, dessen Bedingungen wir aushandeln könnten. Ihm können wir nicht kündigen; und ihn können wir nicht abwählen. „Leben im Aufbruch“ war das Motto meines Heimatbistums, als es 2008 fünfzig Jahre alt wurde. Sensibel beschreibt der damalige Bischof Felix Genn die Situation der Priester und Diakone. In seinem Wort zum Tag der Priester und Diakone zum Jahresanfang 2008 heißt es sensibel und mitfühlend: „Immer wieder erfahre ich, wie schmerzlich der Einschnitt für jene unter uns ist, die als Pfarrer ihr Leben konzipiert und über viele Jahre gestaltet haben. Jetzt aber sind sie als Pastöre zur Zusammenarbeit mit einem vielleicht jüngeren Mitbruder herausgefordert und sollen zusammen mit anderen Mitarbeiterinnen und Mit-

arbeiten nicht nur die eigene Gemeinde, sondern das gesamte Gebiet einer Pfarrei in den Blick nehmen. Manche sind deshalb resigniert, frustriert, enttäuscht, vielleicht auch der Verbitterung nahe. Von Herzen appelliere ich an Sie alle mit einem Wort aus dem Hebräerbrief: ‚Seht zu, dass keine bittere Wurzel wächst‘ (Hebräer 12,15)¹⁸ Dazu noch einmal die Priester des Kölner Weihejahrgangs 1967: „Wir brauchen jetzt ein Umdenken in der Pastoralplanung. Das bisherige System haben die Kirchenleitungen vor unseren Augen zusammenbrechen lassen. Großpfarreien sind in jeder Hinsicht eine Zumutung. Die zunehmende Anonymisierung und Vereinzelung in der Gesellschaft werden dann auch kirchlich noch gefördert, anstatt dem entgegen zu wirken. Kirche muss vor Ort zu finden und zu sprechen sein. Die Leitung der Gemeinde gehört nicht in eine ferne Zentrale, sondern dahin, ‚wo der Kirchturm steht und die Glocken läuten‘. Es ist hingegen sinnvoll, dass es auch ortsübergreifende Beziehungsnetze gibt, wie Caritas, Jugendgemeinschaften oder Kirchenmusik.“¹⁹

Biblisches Alter

Das Durchschnittsalter der Priester heute kommt nahe an das allgemeine Pensions- und Rentenalter aller Menschen. Zunächst deshalb der allgemeine Blick auf das Alter in der Bibel. „Alt und Lebens erfahren (Spr 16,31; Sir 25,4ff.) wird es beschrieben. Der Jüngere schuldet Ehrfurcht (Lev 19,32; Sir 32,9), vor allem den alten Eltern (Ex 21,15-17; Dtn 21,18-21). Beschwerden des Alters erfordern Hilfe (Ps 71,9-18). Aber schon die alttestamentliche Weisheitsliteratur relativiert das Alter; denn „mehr als Greisenalter wiegt ein Leben ohne Tadel“ (Weish 4,7-11). Vorbildliche ältere Menschen sind Zacharias und Elisabeth (Lukas 1,5ff.) sowie Simeon und Hanna (Lukas 2,25ff.). Paulus spricht in den Pastoralbriefen von Alterswürde und -pflicht (1 Tim 5,1f.; Tit 2,2-5). Gemeindeleiter waren „Älteste“ (Presbyter). Deshalb ist Altersdiskriminierung ebenso

unchristlich wie ein besonderer Anspruch der Alten oder der Jungen, den Vorrang zu haben und den Ton anzugeben. Christliche Botschaft an die Adresse alternder Priester und aller alten Menschen greift die aktuelle Bitte des Psalmisten an Gott auf: „Verwirf mich nicht, wenn ich alt bin, verlass mich nicht, wenn meine Kräfte schwinden“ (Ps 71,9). Gerne füge ich auch folgenden Psalmvers hinzu: „Lobt den Herrn ... ihr Alten mit den Jungen“ (Ps 148,12).

Priester in Alter und Krankheit

Trotz deutlich angehobener Lebenserwartung verweist jede Lebensstufe auf die nächste und damit auf das Ende des Lebens. So sind auch die „neuen“ alten Priester (junge Alte, Ältere, drittes Alter, Senioren) morgen die „alten“ alten Mitbrüder. Stationäre Einrichtungen der Altenhilfe werden immer mehr zum „letzten Glied“ in der Kette von Hilfsangeboten und zum „letzten Ort“, der alten und hoch betagten Priestern Lebenshilfe bietet. Der alternde Priester ist zu unterstützen, die Chancen der ihm verbleibenden Zeit wahrzunehmen, ihre Zumutungen zu ertragen und ihre Erfüllung auszukosten. Die Gesamtsituation älterer Priester sieht den leiblichen Altersprozess (physiologisch) und die Kompetenzen im seelischen Bereich (psychisch) ganzheitlich. Erkennbar ist die Verantwortung für die kommende Generation kirchlicher Berufe, ein vertieftes Urteil in Lebensfragen und ethischen Problemen, die Bereitschaft, zurückliegende Lebensereignisse aufzuarbeiten, die Auseinandersetzung mit Leid als Krankheit, Älter werden und Sterben in offener Kommunikation, die Fähigkeit, den Tod als Bestandteil des Lebens wahrzunehmen und sich darauf vorzubereiten.

Beziehungsreich leben

Dabei geht es um mein „soziales Netz“: Mir selber und dem Nächsten zu vertrauen, optimistisch mein Leben zu bejahen

und Tag für Tag meine Fähigkeit zu „testen“, neue Beziehungen zu knüpfen – aber auch alte Beziehungen zu „hegen und zu pflegen“. Ich habe Alleinsein noch nie lange ausgehalten. Die Grenze zur Einsamkeit mag ich nicht überschreiten und das Gefühl „innerer Leere“ versuche ich möglichst schnell aufzuklären. Sind nicht auch für Sie Vertrauen, Lebensbejahung und Beziehungsfähigkeit das Netz, das Sie trägt? Ganz (theo-)logisch heißt das, den gemeinsamen Glauben als Zugang zum Sinn des Lebens (Vertrauen), die eine Hoffnung als Zugang zur Zukunft (Lebensbejahung) und die Liebe als Weg zu den Menschen und zu Gott (Beziehungsfähigkeit) zu hegen und zu pflegen!

Nicht revolutionär, eher bekenntnishaft ist die Erfahrung der Mitbrüder des Kölner Weihejahrgangs 1967: „Schließlich bewegt uns die Erfahrung von Einsamkeit. Als alternde Ehelose bekommen wir sie – von Amts wegen damals auferlegt – jetzt nach 50 Dienstjahren manchmal deutlich zu spüren. Der Zölibat, verbunden mit dem Leben einer Klostersgemeinschaft, vermag große Kräfte freizusetzen; verbunden mit dem ‚Modell allein stehender Mann‘, führt er immer wieder zu fruchtloser Vereinsamung oder/und hilfloser Arbeitshetze. Eine spirituelle Quelle in der Seelsorge setzt er selten frei. Nicht von ungefähr haben viele von uns diese klerikale Lebensform um des Berufes willen angenommen, aber nicht gewählt.“²⁰ Einerseits finde ich mich in diesen existentiellen Erfahrungen wieder. Andererseits habe ich die Berufung zu dieser Lebensform ‚um Gottes willen‘ an den Wendepunkten meines priesterlichen Lebens dankbar erfahren nach dem Motto Jesu Christi: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt, und das eure Frucht bleibt“ (Joh 15, 9-17). Der Theologe und Psychotherapeut Wunibald Müller, der 25 Jahre lang im Recollectio-Haus in Münsterschwarzach Priester in Lebenskrisen betreute, antwortet im Interview mit Christian Wölfel: „Man muss unterscheiden: Es gibt die selbst ge-

wählte Einsamkeit, die spirituell bedeutend sein kann. Aber es gibt auch eine Erfahrung, bei der ich mich isoliert erlebe, wirklich allein gelassen. Mein Bedürfnis nach Zweisamkeit kommt nicht zum Zug. Diese Leere wird bei manchen Priestern durch zu viel Essen und Trinken ersetzt. Eine weitere Tendenz, das zu kompensieren, ist Cybersex im Internet. Das hat bei kirchlichen Mitarbeitern und Priestern in den letzten Jahren zugenommen.“²¹ Das macht mir Angst und ich halte mir den Spiegel vor! Dass mir solche Einsamkeit in der letzten Zeit immer häufiger auch bei Frauen und Männern begegnet, die ihren Partner durch den Tod verloren haben, kommt hinzu. Dass ich selbst keine Kinder und Enkel habe, ist oft schmerzlich. Neidisch bin ich auf (wenige) junge Mitbrüder, die versuchen, in einer Kommunität zu leben. Dankbar bin ich über jedes Treffen mit Mitbrüdern nicht nur in der Form des Konveniat! Nicht verschweigen will ich die öffentliche Debatte zum Zusammenhang zwischen dem Zölibat der Priester auf der einen und den Verbrechen des sexuellen Missbrauchs auf der anderen. Meinem Heimatbischof Franz-Josef Overbeck (Essen) bin ich für seine Klarstellung dankbar: „So angebracht kirchliche Selbstkritik in der Thematik des sexuellen Missbrauchs ist, so ist aber auch darauf hinzuweisen, dass Fachleute verschiedener Herkunft immer wieder bestätigen, dass nicht der Zölibat Ursache des Verbrechens des sexuellen Missbrauchs ist... Für uns Bischöfe und Priester, die wir uns um ein glaubwürdiges zölibatäres Lebenszeugnis mühen, ist es eine große Last, in der Öffentlichkeit unter Generalverdacht gestellt zu werden. Und so sind wir für jedes solidarische Zeugnis dankbar.“²²

Zwei Beispiele

Im Zukunftsbild des Erzbistums Paderborn „Vielfalt ermöglichen“, nach zehnjährigem Prozess 2014 in Kraft gesetzt, gibt es eine Anlage „Orientierung für das pastorale Personal“.²³ Auf drei lesenswerten Seiten wird

die Situation des Priesters im Ruhestand beschrieben: „Viele Priester leisten auch im ‚Ruhestand‘ als Pensionäre weiterhin einen wertvollen seelsorglichen Dienst in den (zukünftigen) Pastoralen Räumen, der dem Leben der dortigen Gemeinden in vielfältiger Weise zu gute kommt und als solcher nicht zu unterschätzen ist.“ Ich füge ein Zitat eines Osnabrücker Pensionärs, früher Pfarrer, Dechant und Mitglied im Priesterrat, Friedhelm Fuest²⁴, hinzu: „Es ist für Pfarreien und Pfarreigemeinschaften mit vielen Pensionären vor Ort zum Problem geworden, dass man ihnen am Altar immer wieder Ruheständler zumutet. Ich finde es selber fragwürdig, wenn pensionierte Priester nicht wie das Volk Gottes bei der Eucharistiefeier in der Kirchenbank sitzen mögen, sondern am Altar stehen müssen.“ In den Informationen, Anregungen und Hilfen für die Priester im Bistum Essen 2008²⁵ lese ich noch: „Ohne Zweifel sind die Jahre ab 65 eine Zeit mit großen Veränderungen auch im Leben eines Priesters. Es bahnt sich ein neuer Lebensabschnitt an. Man könnte ihn mit drei Worten zusammenfassen: Loslassen, Abschiednehmen, Neubeginn.“ Dazu hat mich ein der Kirchenlehrerin und Ordensfrau Theresia von Avila (1515–1582) zugesprochenes Gebet besonders angesprochen, das Gebet des älter werdenden Menschen:

O Herr, bewahre mich vor der Einbildung, bei jeder Gelegenheit und zu jedem Thema etwas sagen zu müssen. Erlöse mich von der großen Leidenschaft, die Angelegenheiten anderer ordnen zu wollen. Lehre mich, nachdenklich (aber nicht grübelnd), hilfreich (aber nicht diktatorisch) zu sein. Bewahre mich vor der Aufzählung endloser Einzelheiten und verleihe mir Schwingen, zur Pointe zu gelangen. Lehre mich schweigen über meine Krankheiten und Beschwerden. Sie nehmen zu, und die Lust, sie zu beschreiben, wächst von Jahr zu Jahr. Ich wage nicht, die Gabe zu erflehen, mir die Krankheitsschilderungen anderer mit Freude anzuhören, aber lehre mich, sie geduldig zu ertragen. Lehre mich die wunderbare Weisheit, dass ich mich ir-

ren kann. Erhalte mich so liebenswert wie möglich. Lehre mich, an anderen Menschen unerwartete Talente zu entdecken, und verleihe mir o Herr, die schöne Gabe, sie auch zu erwähnen. Amen

Anmerkungen:

- ¹ katholisch.de vom 10.01.17.
- ² Ebd.
- ³ Ebd.
- ⁴ Katholisch.de vom 20.02.16.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ Ebd.
- ⁷ Wolfgang Hofmeister in: Pfarrzeitung „WirVier“ der Pfarrei St. Lambertus Essen.
- ⁸ Lumen Fidei 17.
- ⁹ Delp, A. Im Angesicht des Todes, Frankfurt 11/1981, 138f.
- ¹⁰ Patzek, M. Enzyklika LUMEN FIDEI von Papst Franziskus über den Glauben, in: Pastoralblatt 3/2014, 80.
- ¹¹ Ebd.
- ¹² kirche-und-leben.de vom 16.12.2016.
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Deutsche Bischofskonferenz, Überdiözesaner Gesprächsprozess, 2011–2015, Abschlussbericht, Im Heute glauben, III.8 Für eine Erneuerung des Lebens in der Pfarrei 37f. Bonn 2015.
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ Ebd.
- ¹⁷ Bistum Essen, Du bewegst Kirche, 20 Zukunftsbild-Projekte. Essen 2016.
- ¹⁸ Bischof Felix Genn, Wort zum Tag der Priester und Diakone im Bistum Essen, vom 07.01.2008, Leben im Aufbruch, 50 Jahre Bistum Essen.
- ¹⁹ Siehe 1.
- ²⁰ Ebd.
- ²¹ Wunibald Müller in: Neues Ruhr-Wort, Jg. 4 Nr. 3 vom 21. Januar 2017.
- ²² Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck, Brief an alle Gläubigen in den Pfarreien des Bistums Essen vom 05.03.2010.
- ²³ Erzbistum Paderborn, Zukunftsbild, Vielfalt ermöglichen, Anlage 2 „Orientierung für das pastorale Personal. Paderborn 2014.
- ²⁴ Fuest, Friedhelm, Dechant, in Pastoralblatt 2/2014, Vortrag beim Priesterrat 19. Juni 2013.
- ²⁵ Bistum Essen, Informationen, Anregungen und Hilfen für die Priester im Bistum Essen, 2008.

Auf dem Leib tragen, was trägt

Zur liturgischen Kleidung

1. Sich anziehen und ausziehen, ein tägliches Ritual

„Wo komme ich her, wo gehe ich hin und was ziehe ich dazu an?“ So „eingekleidet“ kommt mitunter eine der Grundfragen des einzelnen Menschen bzw. der ganzen Menschheit daher.

Zwischen diesem „Wo komme ich her?“ und „Wo gehe ich hin?“ stehen wir täglich vor unserem oft reich bestückten Kleiderschrank und versuchen dort eine Antwort auf diese den Menschen bewegende Frage situationsbedingt zu finden: „Und was ziehe ich dazu an?“

Es sind Situationen und Befindlichkeiten, die die Auswahl unserer Bekleidung in der Regel lenken: Gemeinschaftsorientiert soll unsere Kleidung anziehend sein, arbeitsbedingt praktisch, um zu feiern festlich, um zu trauern bedeckt, beim Sport locker oder im Gericht seriös ...

Kleidung kann aussagen: Ich bin wichtig, ich habe Macht. Ich bin verkleidet, ich kann mir etwas leisten, ich schlüpfe in eine Rolle, oder ich bekleide ein Amt.

Ja, oft trifft noch zu, was Gottfried Keller in seiner gleichnamigen Novelle formuliert hat: „Kleider machen Leute“.

Kleider machen aber auch Ordnungen und Ränge kenntlich, besonders in ausgeprägten, aber sehr verschiedenen Hierarchien, wie im Militär, in der Polizei und auch in den großen christlichen Kirchen und ihren Zeremonien.

Dabei kehrt ein Ritual verlässlich immer wieder, unabhängig davon, welche Kleidung wir angelegt haben: das Ritual, sich zu entkleiden und zu bekleiden. Sich immer wieder

auszuziehen, und sich dann in Folge auch immer wieder anzuziehen ist nicht nur eine fast „bewusstlose“ rituelle Prozedur, sondern auch Ausdruck der Eigenständigkeit, innerhalb der Begrenztheit, sonst nackt zu bleiben.

Sich selbst nicht mehr an- oder ausziehen zu können, das Ritual also nicht mehr eigenständig zu vollziehen, ist gravierender Verlust von Eigenständigkeit.

Dieses alltägliche Ritual ist Grund und gleichzeitig Folge des Bekleidetseins des Menschen, da er zutiefst nackt ist, und dies auch im Letzten bleibt, wider alle Bekleidung, inklusive Leichentuch.

2. Kleidung, „Sakrament der Unvollkommenheit“

Das Märchen von des „Kaisers neuen Kleidern“ (Hans Christian Andersen) hätten Adam und Eva im Paradies nicht erfinden können, da sie selber ja nicht wussten, was es bedeutet, nackt zu sein. Erst voranschreitende Erkenntnis, der Biss in den Apfel, die verbotene Frucht des Baumes der Erkenntnis von Gut und Böse, ließ sie in Folge wissen, was es bedeutet, nackt zu sein, und aufgrund dieses Nacktseins Scham zu empfinden.

Dem existentiellen Bedürfnis des Menschen, konkret hier Adam und Eva, die erkannte Nacktheit nun bedecken zu wollen, kam Gott mit dem „Geschenk“ des „Fellkleides“ (Gen 3,21) entgegen, und so nahm die Geschichte des sich An- und Ausziehens des sterblichen Menschen zwischen Geburt und Tod ihren Lauf.

Durch dieses „Gottesgeschenk“, wird die Bekleidung¹ des Menschen zu einem Ausdruck der ihm von Gott verliehenen Würde.

Zugleich ist die Bekleidung Gegenstand permanenter Erinnerung an den menschlichen Ungehorsam, sowie an den damit verbundenen Verlust des Paradieses, der sorgenlosen Nacktheit.

Kleidung ist so betrachtet ein aus dem gierigen Verhalten des Menschen erwachsenes Zeichen seiner Selbstüberschätzung.

Gleichzeitig ist die Kleidung ein Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, der diese dem Menschen zum Schutz umgelegt hat.

Etwas überspitzt formuliert kann Kleidung betrachtet werden als „ein Sakrament der menschlichen Unvollkommenheit.“²

Vor diesem Hintergrund ist jeder Blick in den Kleiderschrank ein Bußakt ob des verlorenen Paradieses.

3. Kleidung ein Recht

Paradies ist auch ein Synonym für Unterschiedslosigkeit. Durch die Vertreibung des Menschen aus dem Paradies konnte sich erst der Unterschied von Natur und Kultur entwickeln. Die „Geburt“ der Unterscheidung von Natur und Kultur und deren begriffliche Fassung durch den Menschen ist anzusiedeln um den Beginn des sich selbst Bekleidens des Menschen.

Kleidung ist durch den Verlust der „positiven“ Nacktheit, in Folge des verloren gegangenen Paradieses, in der darauf folgenden Geschichte der Menschheit, als Akt der Barmherzigkeit Gottes und der ihr innewohnenden Verleihung der Menschenwürde zum verbrieften Menschenrecht gereift. Der Mensch hat das Recht, bekleidet zu sein.

Aus dem 7. Jh. vor Christus belegt eine beschriftete Tonscherbe das Anrecht eines Tagelöhners, das einzige Gewand, welches er als Pfand ablegte und so nackt war, zurück zu fordern.

Ex 22,25f. forderte dieser Tradition folgend ausreichende Kleidung als Menschenrecht ein (vgl. Dtn 24,12f.): „Nimmst du den Mantel deines Nächsten zum Pfand, so sollst du ihm diesen vor Sonnenuntergang zurückgeben. Denn er ist seine einzige Decke, die Hülle für seine nackte Haut. Worin sonst soll er sich schlafen legen?“

Dieses Recht auf Würde, das sich im Tragen von Kleidung nach außen hin zum Ausdruck bringt, greift der Evangelist Matthäus auf wenn er Jesus zitiert, der mit Blick

auf den Gerechten sagt: „Ich war nackt und ihr habt mich bekleidet“ (Mt 25,35f).

Die Bedeutung der Würde des Menschen, die zum Ausdruck kommt in seinem Nicht-nackt-sein-Müssen, greift auch der Artikel 25 der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ auf, der das Recht auf Kleidung formuliert.

4. Das Gewand im alten Orient

Gewand, Teil der „Lebenstrias“

Über Jahrhunderte hinweg wurde als existenzstabilisierend des menschlichen Lebens die Trias von Brot, Kleid und Öl betrachtet.

Der jüdische Gelehrte Jesus Sirach schreibt im 2. Jh. v. Christus: „Das Wichtigste zum Leben sind Brot und Wasser, Kleidung (Gewand) und Wohnung, um die Blöße zu bedecken“ (Sir 29,21). In dem alten palästinischen Sprichwort, „Baumwollkleid und voller Bauch, eine Gnade Gottes“ klingt dieser Anspruch in die Gegenwart.

Gewand, Ausdruck von Kraft

Gilgamesch, auf seiner Sinnsuche in seinem Leben von einem Löwen bedroht, tötet ihn und streift sich sein Fell über. Mit dieser „neuen“ Gewandung aus der Haut (Fell) des Löwen, so seine Wahrnehmung, übernimmt er auch die Kraft und Wildheit des von ihm erlegten Tieres.

Gewand, Auszeichnung

Ein Gewand, genauer ein Ärmelrock bewegt die Biographien von Geschwistern, so im Alten Testament beschrieben: „Israel aber liebte Josef mehr als alle seine anderen Söhne, weil er ihm erst im Alter geboren worden war, und er machte ihm einen Ärmelrock“ (Gen 37,3).

Diese Geschichte erzählt vom Neid und dem daraus resultierenden Hass der Brüder des Josefs, die den „Kleinen“, als vom Vater ausgezeichnet durch bevorzugte Kleidung, in einem Gewaltakt entkleideten und so nackt in die Sklaverei hinein erniedrigten.

Gewand, Informationsträger

Der Saum eines Gewandes konnte von hoher Bedeutung sein.

Zum einen bedeutete das Ergreifen des Saumes eines Gewandes sich dem Träger des Gewandes unterzuordnen, bzw. Schutz bei ihm zu suchen (1 Sam 15,27f).

Das Abschneiden des Saumes informierte über einen Loyalitätsbruch. In Mesopotamien wurde durch das Abschneiden des Saumes eine Scheidung besiegelt.³

Der Saum des Gewandes konnte aber auch durch seine Gestaltung Auskunft geben über den Status der Person, dessen Mantel der Saum auszeichnete.

An ihm ließ sich ablesen, von welchem Dorf oder Clan diese Person stammte, welcher Volkszugehörigkeit sie war und welchem Stand sie angehörte.

Ein Stück des Saumes in eine frische Tontafel gedrückt diente auch als Absender bzw. Autorisierung eines Dokumentes, ähnlich wie das später ein Siegel gewährleistete.⁴

5. Vom alltäglichen an- und ausziehen

Das Leben der meisten Menschen ereignet sich zwischen Nacktheit und deren Bekleidung, bzw. zwischen Angezogensein und sich Entblößen zur Nacktheit.

Kleidung bedeckt (einen dicken Bauch ...), verbirgt (eine Narbe ...), schützt

(vor übergriffigen Blicken ...), verdeckt (das Kopfhaar ...), hält fest (die Körperwärme ...), bezeichnet (einen Rang ...), verweist (soziale Situation ...), täuscht (ungerechtfertigte Aneignung ...), spielt (mit der Wahrnehmung ...), vermittelt (Lebens-

gefühl ...), verhindert (die Nacktheit ...), spiegelt (Ohnmacht ...), erhebt (den, der sie nicht trägt ...), unterstreicht (Körperkonturen ...) u.v.m. Und immer wieder wird sie abgelegt, ausgetauscht, bewusst vernichtet oder auch weggeschmissen.

Kleidung ist Instrument in Sachen Moden, Politik, Uniformierung, Unterwerfung, Demütigung, Wertschätzung, Wandel ...

Kleidung kann ein „Chamäleon“ sein, wie die Geschichte der Mode belegt. Nach den Weltkriegen war ein Loch in der Hose, auch wenn es gestopft war, ein Zeichen fehlender Möglichkeiten (soziale Haut). Heute ist ein Loch in der Hose ein modisches Accessoire, mit Aufpreis zu haben.

Das Ankleiden und Auskleiden des Menschen ist nicht nur alltäglicher Ritus, sondern auch ritueller Alltag.

6. Liturgisch darüber gezogen

Im wahrsten Sinne des Wortes darüber gezogen kommt die liturgische Kleidung im Gottesdienst daher.

Liturgische Kleidung wird über die Kleidung des Alltags gelegt entsprechend dem liturgisch gefeierten Festkreis der Kirche, gebührend der Trauer des Menschen, oder seiner Freude angemessen. Liturgische Kleidung weist darüber hinaus auch auf die Position hin, die die jeweiligen Personen in der Liturgie innehaben.

In den folgenden Überlegungen geht es um einen Akzent, den alle liturgische Kleidung (Paramente) gemeinsam haben, und der sich aus ihrem lateinischen Fachbegriff erschließt.

Parament kommt von dem lateinischen Begriff „parare“ und bedeutet sich bereiten, „fertig“ machen, sich auf eine besondere Tätigkeit ausrichten.

Die vor der Liturgie bzw. in der Liturgie angelegten liturgischen Gewänder bereiten Personen zu ihrem besonderen liturgischen Dienst.

Diese Dienste wurden und werden von der Gemeinschaft der Kirche im Geiste Jesu Christi ermöglicht, sind strukturell eingebettet in die Sendung der Kirche, und werden allgemein durch sie, beziehungsweise speziell mit einer Weihe in ihr „vergeben“.

In den jungen Gemeinden der Anfänge des Christentums, die der Weisung Jesu folgend die Eucharistie feierten, versammelten sich die Christinnen und Christen in privaten Häusern um einen Tisch, an dem auch im Kreise der Familie und weiterer Sippschaft das tägliche Sättigungsmahl eingenommen wurde.

Es ist davon auszugehen⁵, dass es in der Entstehungszeit der jungen Gemeinden, den ersten 4 Jahrhunderten, noch keine besondere liturgische Kleidung gegeben hat.

Die „profane“, alltägliche Kleidung der Spätantike bestand für Frauen wie für Männer in der Regel aus einem Untergewand (Tunika) und einem Obergewand (Toga). Diese Gewandung bestand aus rechteckigen Stoffstücken früher aus Wolle, später dann aus Leinen.

Die Tunika wurde meist „ärmellos“ angelegt, mit einem Lederriemen gegürtet, bei Männern in Kniehöhe, bei Frauen länger und bei Soldaten kürzer, und auf der Schulter zusammengeknüpft.

Erst ab dem 4. Jh. begann sich eine liturgische (sakrale) Kleidung herauszubilden beginnend dadurch, dass die Vorsteher zur Gabenbereitung z.B. über die (profane) Alltagskleidung ein zusätzliches Gewand legten.

Im Umfeld der konstantinischen Wende und der damit verbundenen neuen Öffentlichkeit der Liturgien prägte sich immer mehr das liturgische Gewand aus, anfänglich besonders bezogen auf die Person des Vorstehers bzw. der Vorsteherin.

7. Neue liturgische Gewänder

Mit der Zunahme der unterschiedlichen Dienste und Dienstformen in der Liturgie

und der sie bekleidenden Personen, entfaltete sich auch die liturgische Kleidung weiter. Diese Entwicklung hält bis heute an, und damit geht die Frage einher, welches liturgische Gewand für wen und welchen Dienst angemessen ist, dabei ist darauf zu achten, dass ein neues liturgisches Gewand sich harmonisch einfügt in die aus der Tradition erwachsene Paramentik, aber auch über sie in die Zukunft hinausweist.

Die katholische Kirche nimmt auch zunehmend den ihr zuteilgewordenen Reichtum wahr, der sich ihr in engagierten weiblichen Mitgliedern offenbart, und "entfaltet" sich, so dass mehr und mehr liturgische Dienste für Frauen zugänglich werden. So agieren sie als Leiterinnen in Wortgottesfeiern mit Kommunionausteilung, als Kommunionhelferinnen in der Eucharistiefeier, als Lektorinnen, Kantorinnen und Ministrantinnen. Darüber hinaus bringen sie auch die Kommunion zu den Kranken und engagieren sich im Beerdigungsdienst.

8. Die „angemessene“ liturgische Gewandung

Die entfaltete Präsenz der Frauen in der Liturgie verlangt nach angemessener Kleidung.

Manche in der Liturgie Agierende, z.B. Lektoren oder Kommunionhelferinnen, plädieren für die zivile (profane) Kleidung im Altarraum. Andere in der Liturgie Verantwortliche „stecken“ Lektorinnen wie Kommunionhelfer gleichermaßen in alte Chormäntel oder Kaseln. Beides scheint keine absolute Lösung in der Frage nach angemessener Kleidung zu sein.

Grundsätzlich sind wir der Überzeugung, dass jede Person, die in der Liturgie mit einer besonderen Funktion betraut ist, mit einem liturgischen Gewand „ausgezeichnet“ sein sollte.

Ausgezeichnet aber nicht im Sinne, als etwas Besonderes ausgegrenzt, von der Gemeinde abgehoben zu sein, sondern ausge-

zeichnet als im Dienst eingegrenzt in die Gleichwertigkeit der miteinander feiern- den Gemeinde.

Angemessene liturgische Kleidung für Laien (und Priester) zu finden ist ein Anliegen, das in der Gemeinde wachsen muss, um von der Gemeinde mit-getragen werden zu können.

In einem angemessenen liturgischen Gewand kommt so nicht nur die besondere Funktion zum Ausdruck, sondern auch das Hervorgehobensein durch den besonderen Dienst als gesandt von der Gemeinde und in dessen Auftrag dienend an dem Altar des Wortes und des Mahles.

Der in der Liturgie Engagierte soll nicht uniformiert sein, er soll einladen, die Gemeinde sich ebenso wie er einzubringen. Jeder Gemeinde steht es frei, welche Form sie wählt, den Laien einzukleiden; wichtig ist jedoch ein vorhergehender innergemeindlicher Diskurs, eine gemeinsame Entscheidung, die Einigung auf etwas neu zu Entwerfendes oder etwas schon lange in der Gemeinde Beheimatetes. Die liturgische Kleidung darf nur nicht exklusiv sein, sie dient nicht allein dazu auszuzeichnen, sondern einzuladen: einzuladen, sich ebenfalls in der Liturgie zu engagieren; einzuladen, sich eben auch dieses Gewand überzustreifen und damit in einer Reihe von engagierten Christinnen und Christen zu stehen, die Gemeindearbeit verrichten.

Diese Kleidung braucht nicht dem Anspruch zu genügen, universal einsetzbar zu sein.

9. Christus das Untergewand

Der Grundentwurf eines jeden liturgischen Gewandes ist das „Taufkleid“ als „Untergewand“, das sich „entfaltet“ in das Gewand des besonderen liturgischen Dienstes.

In der Taufe zieht der Täufling Christus an! So formuliert die Tauf liturgie: „N., dieses Weiße Kleid soll dir ein Zeichen dafür sein, dass du in der Taufe neugeschaffen worden bist und – wie die Schrift sagt – Christus angezogen hast. Bewahre diese Würde für das ewige Leben.“

Doch wie ist das zu verstehen, Christus anzuziehen?

Christus anziehen ist nicht dem damaligen orientalischen Verständnis vom Kleid bzw. dessen Saum gemäß zu verstehen als angelegt, übergeworfen, berührt, gestreift sein oder als Auskunft über Herkunft und Stand einer Person. Auch Begriffe wie „etwas geht unter die Haut“, oder wie „eine zweite Haut haben“ sind nur Annäherungen an das fast Unaussprechliche, das sich in der Taufe vollzieht.

Jesus in der Taufe anziehen ist nicht oberflächlich zu verstehen, sondern muss existentiell verstanden werden. Da „vermengt“ sich etwas mit der Haut, „zieht in sie ein“ und durchwirkt jede Faser des Leibes!

Wenn wir einmal die grundlegende Funktion einer Jacke, eines Mantels oder eines Gewandes nachempfinden, dann wird klar, dass diese Kleidungsstücke vor Kälte schützen, also wärmen sollen.

Nun führt ein Kleidungsstück primär dem Körper keine zusätzliche Wärme hinzu, sondern die eigene Körperwärme soll so gut es geht durch sie gehalten werden.

Mit der Taufe haben wir Christus angezogen, der überlebensspendende Wärme ist, die auch gleichzeitig durch Ihn in uns gehalten wird.

Anders formuliert: Wir haben in der Taufe den angezogen, der uns von innen her immer wieder, kontinuierlich anzieht und durchwoben hat mit dem „Überleben“ in ihm.

In der Taufe durchwirkt Christus den Menschen, wie ein Stoff, der nur deshalb Stoff ist, weil er von vielen Fäden durchwirkt „haltbar“ ist.

Das bedeutet nicht, dass Christus von uns Besitz ergreift, er uns den Mantel der Abhängigkeit umwirft und so des Menschen Freiheit gering schätzt. Die Taufe macht frei auf Christus hin, der den Menschen durchwirkt und ihn so als Durchwirkten verstehen und handeln lässt (im Heiligen Geist).

Die Wärme, die Christus ist, den wir in der Taufe „angezogen“ haben, müssen wir aber auch halten wollen, also das „Taufkleid in uns pflegen“.

Die weiße Farbe des Taufkleides steht für eine Reinheit, die mit Christus uns durchzieht, wie jeder einzelne Faden eines Tuches, das zum Tuch erst werden kann weil Fäden es durchwirken.

Ablegen können wir aber das einmal Angezogene durch Christus nicht (Charakter indelebilis/untilgbares Prägema), weil er sich in unsere Existenz eingewoben hat ohne eine Naht, die der Mensch von sich aus auflösen könnte.

10. Getragen von innen nach außen

Wie das Kleid, nach dem Verlust des Paradieses vom Menschen entdeckt, in der Antike des Menschen Würde bezeichnet, so bezeichnet unser Angezogene durch Christus eine neue Würde, die uns untereinander als Getaufte gleich betroffen sein lässt. „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3,27f).

Das Taufkleid, diesen Christus, angezogen zu haben ist quasi der Leibrock, das Untergewand, über das der Getaufte alle anderen Kleidungsstücke überzieht.

Ob es der wärmende Wintermantel ist, die modisch durchlöchernde Jeans, die luftige Bluse oder auch nur die Badehose, darunter tragen wir immer das Angezogene mit Christus, unser „Unterhemd“. So ist jedes liturgische Gewand von innen nach außen zu tragen.

Jedes neu zu gestaltende liturgische Gewand ist eine Entfaltung des in der Taufe Christus „angezogen Habens“, das, unter aller Bekleidung getragen, nicht mehr abgelegt werden kann.

Das liturgische Gewand selbst ist wie jedes andere Kleidungsstück auch dem Ritual des An- und Ausziehens unterworfen.

So ist es einerseits sinnvoll, liturgische Kleidung vor dem Gottesdienst anzulegen und die liturgische Feier zu eröffnen mit dem Einzug der Liturgen. Aber auch während der Liturgie können liturgische Gewänder an und wieder abgelegt werden als ein punktuell Agieren.

Liturgische Kleidung, unabhängig davon, wann sie in der Liturgie der Gemeinde angelegt ist, ist nur dann tragfähig, wenn der, der sie trägt, grundsätzlich von Christus eingekleidet ist in der die Christen verbindenden Taufe.

So könnte beispielsweise ein Lektor in der Liturgie aus der Gemeinde heraustreten, als ein Zeichen, durch die Gemeinde gesandt zu sein, eine liturgische Gewandung anlegen und nach der Erfüllung seines Dienstes diese wieder in der Liturgie ablegen.

Allen Überlegungen liturgische Gewänder betreffend liegt eines zugrunde, Christinnen und Christen tragen *ein* Gewand, von innen nach außen, Christus!

Anmerkungen:

- ¹ Kleidung und deren Bedeutung ist kulturgeschichtlich differenziert wahrzunehmen und in dem Maße, wie sie den Körper des Menschen bedeckt oder auch nicht, unterschiedlich bewertet.
- ² Thomas Staubli, *Kleider in Biblischer Zeit*. Stuttgart 2012, S. 11.
- ³ Vgl. Staubli, *Kleider*, S. 78.
- ⁴ Vgl. A. a. O. S. 15.
- ⁵ Klara Antons, *Paramente – Dimensionen der Zeichengestalt*. Regensburg 1999, S.17ff.

Das Wunder von Köln

Zum sapientialen Schreibton von Hanns-Josef Ortheil

Hanns-Josef Ortheil zum 65. Geburtstag

Mit dem Begriff des Wunders sind wir mitten im Schreiben von Hanns-Josef Ortheil: Das Wunder von Köln, so nannte er einen Text über den Weltjugendtag in Köln 2005. Er hat beobachtet, wie sich diese Stadt – ansonsten dominiert vom Kommerz und beherrscht durch das graue Nirwana einer überall gleichen Fußgängerzonenlangweiligkeit, die auf eine hässliche Domplatte zuläuft – für ein paar Tage verwandelt hat: sie wurde durch die Ströme der jugendlichen Pilger wieder in ihre mittelalterliche Ursprungsidee versetzt. Genau das nennt man im Mittelalter Wunder, wie der Historiker Arno Borst festgestellt hat: Aufhebung der menschlichen Gegensätze, Einklang von Gott und Mensch. Eine Leichtigkeit und Schwerelosigkeit, kein Kommandoton, Ausdruck von Freude und Hoffnung, der keiner stimulierender Hilfsmittel oder Vergnügungsprothesen bedarf.

Die Literatur von Hanns-Josef Ortheil beschreibt die unterschiedlichsten Gefühle des Menschseins, hier sollen einige wenige Motive aufgegriffen werden:

Trauer

Sein Leben ist durchzogen von einer Grundtrauer: der Verlust von vier Brüdern und das Verstummen der Mutter. Durch das Stummsein der Mutter blieb Hanns-Josef, der 1951 geboren wurde, ebenfalls stumm. In diese Stille und dieses Stumm-

sein mischte sich allerdings die Sprache des Vaters, von Beruf Landvermesser, Geodät: „In dieser Spannung, diesem Weg zwischen der Sprache der Stille und dem rheinischen Stille-Betäubungssprechen, bin ich groß geworden. Von Anfang an habe ich die Sprache als Körper, als Leib, als sinnliches Medium, erlebt. Und von Anfang an war ich hin und her gerissen zwischen den beiden Extremen. Lange konnte ich gar nicht sprechen, kaum einen Laut, dann entstand, sehr verspätet, ein litaneihafte, staccatoartiges Gestotter, bis sich endlich das Reden Bahn brach, sturzbachartig, chaotisch, nicht mehr zu bändigen. Ich wurde zum zweiten Mal geboren in der Sprache, die Sprache hat mich wiedergeboren, und als sie mich ausgespuckt hatte als Sprechenden, war das Schreiben da, das alles besiegelnde und dadurch triumphierende Schreiben, mit dem ich jede Silbe, jedes Wort, jeden Satz festhalten konnte für immer, auf daß ich die Sprache nie mehr verlöre“ (Element des Elephanten, 15).

Dieses tägliche Schreiben hat Ortheil bis heute beibehalten, er besitzt eines der größten Schreibarchive in der deutschen Literatur. Aus diesem Schreibarchiv sind noch viele Texte zu erwarten. So hat er 2012 „Die Moselreise“ – ein Reisetagebuch für seine Eltern aus dem Jahr 1963 veröffentlicht – und zwei Jahre später „Die Berlinreise“ (München 2014) – ein Reisetagebuch aus dem Jahr 1964. Es ist erstaunlich, wie sich in diesen Büchern eines 11jährigen schon anfanghaft der Kosmos des Literaten Ortheil findet.

Freude

Neben der Trauer gibt es im Schreiben Ortheils freilich auch die Freude: sie ist verbunden mit einer Stadt, mit Rom. Im Jahr 1970 kommt Ortheil als Student nach Rom und studiert dort am Konservatorium: eine Pianistenkarriere winkt – doch dann plötzlich der Verlust, der Einschnitt. Eine Sehenscheidenentzündung an der Hand – er

muss das Klavierspielen beenden. In einer dramatischen Krisenerfahrung findet er schließlich den Weg in die Literaturwissenschaft und dann ins eigene Schreiben, ein Weg, der ihn zu einem der erfolgreichsten Literaten der Gegenwartsliteratur, ausgezeichnet mit vielen Preisen, gemacht hat. Und er wurde zum Inhaber des Lehrstuhls für kreatives Schreiben an der Universität Hildesheim.

In Rom ist ein Ort für Ortheil besonders wichtig: die Villa Massimo. Im Jahre 1993 tritt er den zweiten Teil seines Studienaufenthalts an, nun zusammen mit seiner eben geborenen Tochter Lotta. Das Leben ordnet sich neu. Manchmal wird er von einem solchen Freudenanfall heimgesucht, dass er sich beherrschen muss; alles um ihn herum lebt so auf ihn zu, dass er Angst bekommt, darin ganz zu verschwinden.

Er ist den Tag über mit dem Kind zusammen. Wenn er das Kind aus dem Bett nimmt, küsst er es sofort. Das Kind lächelt, nachsichtig, als wüsste es mehr. Freude pur ist hier zu spüren, und doch ist auch Angst in diese Freude gemischt. Das Kind weiß mehr. Es weiß etwas von der Bedrohung des Lebens, von der die Ortheilfamilie geprägt ist. Längst meint man die Biographie Ortheils in allen Facetten zu kennen. Seine Bücher scheinen nichts anderes zu sein als Variationen, ein Umkreisen dieser Biographie.

Und doch kommen immer wieder ganz neue Facetten hinzu: Seine Aufzeichnungen „Blauer Weg“ aus dem Jahr 1996, die er 2014 neu ediert und mit einem aktuellen Vorwort versehen hat, beweisen das. Das Vorwort ist eine Selbstvergewisserung für den eigenen literarischen Weg; Zusammenhänge, die er früher so nicht gesehen hatte, werden für ihn erst jetzt evident.

Die Textgestalt des „Blauen Wegs“ besteht aus tagebuchartigen Einträgen und Erzählungen. In ihnen fließen das Gartenhaus in Stuttgart, sein neues Zuhause seit

1983 mit seiner Familie, Anschrift Blauer Weg, die weltpolitischen Ereignisse und der Aufenthalt in der „Villa Massimo“ zusammen. Ein neues Lebens- und Schreibgefühl tut sich auf, das den Schriftsteller Ortheil nunmehr ausmacht.

Der Villa Massimo hat er den Roman „Rom. Villa Massimo“ (München 2015) gewidmet. Rom ist für ihn zu einem entscheidenden Ort geworden, zu dem er immer wieder zurückkehrt – in je unterschiedlicher Form. Sein Nachwort zu Émile Zolas „Meine Reise nach Rom“, ebenfalls 2014 erschienen, zeigt es. Ortheil hat in Rom zu seinem Schreibton gefunden: Ich möchte ihn sapiential nennen im Sinne von Schmecken und Verkosten der Dinge, ja geradezu ignatianisch: Schmecken und Verkosten der Dinge von innen her.

Schönheit des Glaubens

Ein weiteres Motiv im Schreiben Ortheils ist die Freude an der Schönheit des Glaubens. Das hat nichts mit unkritischer Kirchlichkeit zu tun. Manchmal ist Ortheil regelrecht enttäuscht, wie diese Schönheit kirchlich verhunzt wird. „Warum spricht man nicht konkreter über das Leben, das wir jetzt leben ... Die Blumigkeit im kirchlichen Sprechen ärgert mich. Und mich ärgert auch, mit welchen Büchern und Buchtiteln man es zu tun bekommt, wenn man in katholische Buchhandlungen geht. Das ist zum Gruseln.“ Ortheil beschreibt in dem Roman „Lo und Lu. Roman eines Vaters“, wie der Glaube ihn trägt. Es ist die Situation nach der Geburt seiner Kinder. Kann er die Kinder überhaupt taufen lassen? Ist sein Glaube überhaupt noch lebendig genug?

In einem Soliloquium wird die Vaterfigur des Romans sich seiner Glaubensbiografie bewusst. Die Distanz zwischendurch war letztlich nichts anderes als eine Sehnsuchtsnähe, keineswegs eine Abkehr vom Glauben. Ist nicht dieses Wiederanschie-

Ben an den Glauben in einer ganz besonderen biografischen Situation exemplarisch für viele Glaubensgeschichten heute? Ortheil steht also für viele Menschen, die an einer entscheidenden Stelle ihrer Biografie sich an den Reichtum ihres Kinderglaubens erinnern. Kasualienfromme nennt man sie wissenschaftlich. Es findet sich bei ihm kein Anklageton gegenüber einem Richter Gott, kein Zynismus gegenüber einer kollektiven Kindheitsillusion, vielmehr die Entschiedenheit, die Intimität des Gebets und ihre Kraft nicht abreißen zu lassen und in erwachsener Form neu zu beleben. Das Gottesauge wird nicht als kontrollierendes Auge wahrgenommen, sondern als Erfahrung des Angeschaut- und Respektiertwerdens.

Beten

Das Gebet ist für Ortheil Ausdruck seines Glaubens: „Etwas nicht nur mir und einem anderen, sondern auch Gott erzählen. Für meine Arbeiten ist diese letzte Ebene die fundamentalste, die alles andere bindet und hält.“

In solchen Erfahrungen wird er auch des kindlichen Glaubens neu gewiss. Nachdem er lange den Eindruck hatte, sich von seiner Kindheitsreligion entfernt zu haben, geht ihm nun auf, dass seine Seele ein Brunnenwesen ist und dass er aus der Tiefe des Brunnens weiterhin schöpfen kann: „Etwas Meister-Eckhartsches haftet an seiner Seele, eine Freude an Sprachmagie, dinglichen Worten, eine unergründliche Anziehung, die von stillen Bildern ausgeht und von der Inspiration frei schwebenden Klangs“ (Blauer Weg, 191).

Wenn er Kirchen besucht, in denen gerade Gottesdienst gefeiert wird und oft nur ein paar Leute da sind, erwartet man auch von ihm eine Stimme: „Ob willentlich oder nicht – in solchen Momenten beginnt er zu singen, er lässt diese winzigen Gemeinden nicht im Stich, vielleicht regt sich in

ihm auch ein verdächtig alter Gehorsam, der Gehorsam der Kindertage, der sich den Ritualen unterwarf, stillschweigend und opferbereit“ (Blauer Weg, 192). Allerdings: sein neugefundener Glaube ist nun ein erwachsener. In ihm kann er leben und sein aktuelles Leben ausdrücken.

Diesem seinen erwachsenen Glauben stellt er den Glauben seiner Mutter entgegen, die ihn in Rom besucht. „M., jetzt siebenundsiebzig, ist nach Rom gekommen, für eine Woche. Vor über zwanzig Jahren war sie zum ersten Mal hier, diesmal möchte sie teilhaben an meinem Leben und sich stützen auf das, was ich weiß. Noch immer hat sie eine Kindheitsvorstellung von Rom, eine stark spirituell geprägte Idee aus ältester Zeit, derzufolge Rom der Nabel der Welt ist. Man sieht ihr diesen Glauben beinahe an, wenn sie langsam, als nehme sie teil an einer Prozession, durch die Straßen geht und jede Umgebung als Teil einer feierlichen Handlung betrachtet. Und so übersieht sie immer wieder das heutige Rom. Der Verkehr, die Straßen, die vielen Touristen – sie scheint blind zu sein für solche Bilder, und wenn sie mit einem am Mittagstisch sitzt, glaubt man meist, eine Pilgerin nehme ihre gesegnete Mahlzeit zu sich.“

Aus Rom kommt der Glaube, daran hält sie sich fest, denn Rom ist das sichtbare Reich des Glaubenstriumphes, am deutlichsten ausgestellt in der Kirche des heiligen Petrus. Dorthin will sie also zunächst, und am besten ganz in die Tiefe, unter den großen Bernini-Altar, in die stummen Zonen der Krypta, wo die Gräber der Päpste wie Zeugen der Ewigkeit über die Geschichte regieren ...

Dieser Bau des heiligen Petrus erscheint ihr wie die geträumte Geschichte der Kirche: von Generation zu Generation kleine Korrekturen am Ganzen, die das Ewige, Wesentliche jedoch nicht verändern. Und so reihen sich all die aufgebotenen Namen zu einer langen, formschönen Kette, die

zum Gebet glatt, kühl und widerstandslos durch die zählenden Finger gleitet.

Die antiken Zonen dagegen, die sie auf ihren Spaziergängen zwar besichtigt, sich aber nicht eingehender vorstellt, bleiben ihr, obwohl sie sich Mühe gibt, völlig fremd. Oft könnte man sogar glauben, nicht das antike, sondern das christliche Rom sei in ihrer Vorstellung das älteste Rom gewesen, so dass einem die grauen, farblosen Sarkophage wie Sarkophage von Störenfrieden und mürrischen Glaubenslosen erscheinen, die der christlichen Magie zum Glück irgendwann unterlagen" (Blauer Weg, 201-203).

Der graue Weg der Trauer, Freude pur in Rom, das Wiederbetenkönnen und ein erwachsener Glaube sind Voraussetzungen seines Erzählens – diese Erfahrungen bringt Ortheil auch in seinen beiden neuen Büchern zum Ausdruck, die er sich zum 65. Geburtstag geschenkt hat: „Glaubensmomente“ und „Was ich liebe – und was nicht“. Die Glaubensmomente bringen Auszüge aus seinen Romanen zu Glaubenserfahrungen. Orte sind dabei genauso angesprochen – etwa die Dorfkirche oder der Kölner Dom – wie unterschiedliche Glaubenstypen: der unerschütterliche Glaube, der aufwühlende Glaube, der ermunternde Glaube sowie der kindliche Glaube, aber auch der römische Glaube in seinen jeweiligen Facetten. In seinem zweiten Buch schildert Ortheil unterschiedliche Vorlieben, aber auch Abneigungen. Letztere gilt vor allem dem Autofahren. Das Vorlesen dagegen ist zu einer wichtigen Beschäftigung bei ihm geworden und dennoch hat es das Vorspielen bei Konzerten noch nicht eingeholt. Der Applaus ist bei Lesungen weit verhaltener als bei Konzerten, wo sich die Besucher ihre durch die Musik eingesogenen Emotionen durch das Klatschen wieder aus dem Leib schütteln. Ins Lesen initiiert wurde er durch Marcel Reich-Ranicki beim Vorlesewettbewerb in Klagenfurt: „Langsamer und lauter“, herrschte ihn dieser an. Ortheil war zunächst konsterniert. Als ihm dieser aber das Gleiche noch einmal zuflüsterte, war es

als würde ihm ein Dirigent ein paar Wünsche zuflüstern. Darauf reagierte er, begann die Lesung noch einmal und befand sich in der richtigen Tonspur. Die Musikalität der Lesungen von Ortheil war „erfunden“ – ein Pfund, mit dem er bis heute wuchert.

Literatur

Hanns-Josef Ortheil, Die Schönheit des Glaubens, in: Erich Garhammer, Zweifel im Dienst der Hoffnung. Poesie und Theologie. Würzburg 2011, 285-288.

Ders., Das Element des Elephanten. Wie mein Schreiben begann. München – Zürich 1994.

Ders., Die Moselreise. Roman eines Kindes. München 2010.

Ders., Die Berlinreise. Roman eines Nachgeborenen. München 2014.

Ders., Nachwort zu Émile Zola, Meine Reise nach Rom übersetzt von Helmut Moysich. Mainz 2014, 243-26.

Ders., Blauer Weg. Erweiterte Neuauflage. München 2014.

Ders., Rom, Villa Massimo. Roman einer Institution. München 2015.

Ders., Der Stift und das Papier. Roman einer Passion. München 2015.

Ders., Glaubensmomente. München 2016.

Ders., Was ich liebe – und was nicht. München 2016.

Leserbrief

Zu Ludwig Mödl: Zwischen Pfarrer von Ars und Gemeindeleiter (Heft 5/2017, S. 135-142)

Eine Erfahrung möchte ich mit Ihnen (und vielleicht auch mit Ludwig Mödl) teilen, was die „Sonntagsgestaltung“ in seinem Aufsatz angeht: Genau so ist es in unserer Pfarrei in Tomsk (Russland) schon lange: Am Sonntag schließen wir Jesuiten morgens um 7.40 Uhr die Kirche auf. Die erste Messe ist zwar erst um 9 Uhr, aber die ersten „babuschki“ (Omas) und auch „deduschki“ (Opas) kommen schon früh. Und dann ist es angebracht, dass wir uns mit ihnen unterhalten, hören, wie es den Familien geht, uns ein bisschen Zeit nehmen, uns dafür dann aber auch mit Obst oder Gemüse aus dem Garten beschenken lassen. Um 8.30 Uhr geht dann einer von uns in den Beichtstuhl, um 9 Uhr ein anderer an den Altar. Um 10 Uhr kommt der Kirchenchor, um vor dem Hochamt um 11 Uhr zu proben – Durchschnittsalter des Chores: ca. 25 Jahre. In der Zwischenzeit kommen die Leute in die Sakristei, um „Messen zu bestellen“, d. h. auch: um von ihren Problemen und Freuden zu erzählen. Dann fängt der Rosenkranz an, dann das Hochamt (während dessen unsere kleine Kirche meistens überfüllt ist). Danach findet die Katechese für Kinder und Jugendliche und der Katechumenat der Erwachsenen statt. Und die Eltern, die auf ihre Kinder warten, bleiben noch in der Kirche, um ein bisschen zu reden, oder trinken in der Pfarrheimküche einen Tee. Um 14 Uhr gehen dann die meisten nach Hause, nur die Jugend bleibt, weil um 16 Uhr der Jugendchor (mit Pauke, Gitarre usw.) mit der Probe für die Abendmesse beginnt. In der Kirche ist nachmittags entweder Liturgie (im armenischen oder byzantinischen Ritus), oder es sitzen einige ältere Damen und passen auf, und ununterbrochen schauen Gäste herein,

um Kerzen anzuzünden oder einfach nur so. Dann ist die Messe um 18 Uhr, danach bleibt die Pfarrjugend meistens noch bis 22 Uhr im Pfarrheim oder – noch besser – draußen vor dem Pfarrheim, wenn es das Wetter zulässt. Danach schließen wir ab und sind todmüde. Eigentlich machen wir nichts Besonderes, und gar nicht so selten ärgere ich mich auch über den „Kleinkram“, über den die Leute reden wollen. Aber es ist eben doch ihr Leben, das wir mit ihnen teilen. Und wenn dann jemand kommt und vor einer Reise um den Segen oder vor einer OP um die Krankensalbung bittet, dann merke ich doch, wofür ich Priester bin ...

Stephan Lipke SJ, Tomsk (Russland)

Nahrhafte Theologie

In Krefeld, nahe einer obergärigen Hausbrauerei, gibt es eine griechische Imbissstube, in die ich zur Mittagspause schon mal einkehre. Die Spezialität des Hauses, Gyros mit Zaziki, ist dort besonders schmackhaft. Die Besitzerin der Imbissstube ist natürlich Griechin. Ihren komplizierten Nachnamen kann ich mir nicht merken. Aber ihren Vornamen! Sie heißt Theologia. Ich schlussfolgere: die Theologie sollte nahrhaft und schmackhaft sein.

Michael Zielonka

aus: Sowohl entweder als auch oder.
Erkundungen an den Grenzen des Katholischen.
Berlin 2016, S. 116.



Abb.: Wirkliche Nahrung: Das Mosaik in der Kirche von Tabgha am See Genesaret. © Alexander Saberschinsky

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E